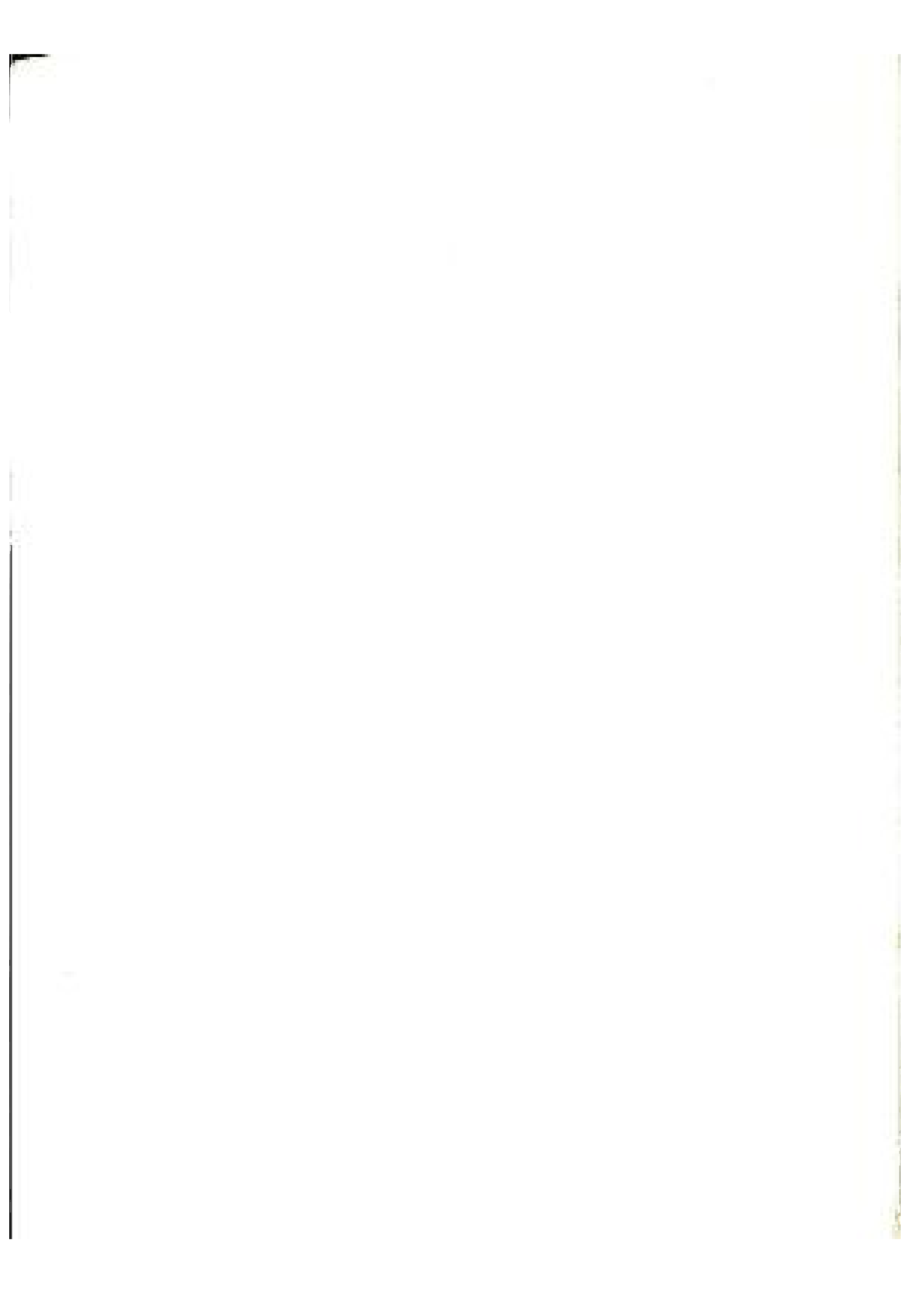


# ARUNDA

AKTUELLE SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT

4



ARUNDA 4/1977

## GRÜNDUNGSMITGLIEDER UND FÖRDERER

Geom. Karl Augsten, Meran  
Dr. Rudolf Ausserer, Terlan  
Autonome Provinz Bozen  
Gerhard Becker-Gelf, Meran  
Dr. Gerhard Behr, Mönchengladbach  
Susanne Blanc, Zürich  
Freya Bleibler, Zürich  
Bundesminist. f. Unterr. u. Kultur, Wien  
Lothar Dellago, St. Ulrich  
Prof. Paul Flora, Innsbruck  
Anton Frühauf, Meran  
Heinz Fuchs, Latsch  
Arch. Dr. Walter Gadner, Meran  
Josef Gasteiger, Bruneck  
Karl Grasser, Kortsch  
Dr. Alfred Gruber, Dorf Tirol  
Heiner Gschwendt, Klausen  
Ursula Hertel-Papenberg, Marling  
Michael Höllrigl, Lana  
Willy Hug, Zürich  
Dr. Ing. Josef Kamelger, Bruneck  
Josef Kienlechner, Bracciano  
Karl Knötig, St. Lorenzen-Sonnenburg  
Hermann Kristanell †, Naturns  
Dr. Albert Liebermann, Kiefersfelden  
Dr. Andreas von Lutterotti, Kaltern  
Gebhard Mair, Meran  
Dr. Hans Mair, Regensburg  
Herbert Malleier, Lana  
Gerdi Markart, Zürich  
Heidrun Oberegger, Bozen  
Florian Oberrauch, Meran  
Dr. Leonhard Paulmichl, Bozen  
Karl Plattner, Mailand/Burgeis  
Raiffeisenkasse Latsch  
Raiffeisenkasse Naturns  
Raiffeisenkasse Schlanders  
Geom. Sepp Rinner, Latsch  
Schaller Sieglinde, Naturns  
Robert Scherer, Kaltern  
Sparkasse der Provinz Bozen  
Herta Sponder, Meran  
Waltraud Staudacher, Bozen  
Luis Stephan Stecher, Meran  
Jakob Tappeiner, Meran  
Karl Tappeiner, Lana  
Markus Vallazza, St. Ulrich/Salzburg  
Dr. Ignaz Vergeiner, Innsbruck  
Eduard Wallnöfer, Landeshptm. von Tirol  
Dr. Franz von Walther, Bozen  
Hubert Zanol, Neustift/Brixen





#### MITTEILUNG DER REDAKTION

*»ARUNDA ist ein Experiment, dessen Gelingen zu unerwarteten und erfreulichen Ergebnissen führen könnte.« Dies haben wir vor einem Jahr angekündigt und nun liegt die 4. Nummer vor. Sie widmet sich vorwiegend dem Thema UNSERE NACHBARN. Mitarbeiter aus ganz Tirol, aus der Schweiz, aus Bayern, dem Trentino und anderen Gegenden lieferten, teilweise doppelsprachig, Beiträge für diese kleine Anthologie.*

*Da sich mit diesen vier Nummern ein Jahresprogramm rundet, ist ein Rückblick angebracht. Allgemein kann gesagt werden, daß die Aufmachung und der Umfang auch in Zukunft so bleiben wird, wenngleich uns jede Nummer mehr kostet, als wir dafür verlangen. Die Differenz kann vorerst durch die zahlreichen Förderungsbeiträge ausgeglichen werden, auf die wir auch weiterhin angewiesen sind, vor allem auch, um unsere Unabhängigkeit wahren zu können.*

*Das Gebiet, in dem ARUNDA gekauft und abonniert wird, ist sehr klein und entsprechend klein ist auch die Auflage. Zwar wächst der ARUNDA-Freundeskreis ständig, aber die Kosten wachsen noch schneller. Bei Vergrößerung der Auflage könnten wir endlich auch Honorare bezahlen, so wie dies bei größeren Arbeiten eigentlich selbstverständlich sein müßte. Zu bedenken wäre ferner, daß die Mitglieder der Redaktion zahllose Stunden ihrer Freizeit opfern, um kostenlos an der ARUNDA zu arbeiten und daß sie selbst auch noch Geldmittel zur Verfügung stellen müssen. Wir ersuchen also unsere Freunde, uns weiterhin zu unterstützen und neue Abonnenten zu vermitteln, vielleicht auch als Geschenk für eine interessierte Person.*

*Die 3. Nummer der ARUNDA erschien als Sondernummer über den Vinschgauer Sonnenberg. 1978 wird eine Monographie über ein Pustertaler Thema erscheinen und zwar in einer ähnlich großzügigen Aufmachung; weitere Sondernummern sind geplant. Die 4. Nummer aber ist dem Thema UNSERE NACHBARN gewidmet und damit rundet sich unser angekündigtes Programm, das nochmals kurz charakterisiert werden soll:*

- 1. Ausgangspunkt – aber nicht Grenze – ist das historische Tirol mit seinen Nachbarn, also das alte Rätien, in dessen Mitte auch der Grenzberg ARUNDA liegt.*
- 2. Dieses Rätien ist Herkunft, ist Spielraum und ist die größere und eigentliche Heimat. Mit dieser Gewißheit im Herzen widmen wir uns vor allem dem aktuellen Geschehen, von dem anzunehmen ist, daß es Bedeutung hat.*
- 3. Wir lieben die kritische, manchmal auch ironische Distanz. Polemik, Streit, ideologische Bekenntnisse und Gretchenfragen, politische Missionierung und moralische Aufrüstung seien denen überlassen, die dadurch glücklich werden. Wer Sicherheit hat, kann sich dem DU öffnen und es im Nachbarn finden.*

*Es wäre ein Mißverständnis anzunehmen, wir möchten das Thema der Nachbarn vollständig oder auch nur annähernd erschöpfend behandeln. Es ist dies ein Rahmen, ein loser Leitfaden für die Redaktionsarbeit, vor allem aber eine Einladung zur Mitarbeit. In diesem Sinne sei auch auf das nächste Thema NOSTALGIE hingewiesen (Redaktionsschluß ist der 30. September 1977). Gemeint ist damit nicht eine Modeerscheinung, sondern NOSTALGIE ALS KRITISCHES BEWUSSTSEIN, dem die Gegenwart vor dem Hintergrund der Vergangenheit in neuem Lichte erscheint und die Geschichte zum Gegenstand der Betrachtung und zur Selbstbesinnung wird: Nostalgie ist eine wesentliche Dimension des Menschen.*

Hans Wielander



## IL VENTO ALPINO

ITALIANO-TEDESCO  
ITALIENISCH-DEUTSCH

A Quaràs, in valle di Cembra, hanno scritto sul muro cadente della scuola: Paese che vuole la ragione di non essere tormentato. Si guarda e non si tocca. Queste case saranno riabitate. Un Cristo barbuto, intagliato nel legno, era inchiodato alla croce. Con l'immediatezza popolare-sca che gli artigiani di questa terra sapevano imprimere iconograficamente, esprimeva la coraggiosa sofferenza dei montanari. Lo avevano appeso nella nicchia a rispettosa confidenza dei viandanti. La strada, selciata, viene dai masi di Bedollo, nel Pinetano. Scende alla chiesa della Trinità di Segonzano. E' uno degli itinerari del Trentino che la gente non frequenta più perché lo spopolamento ha desertificato i luoghi che attraversano. Così gli antichi villaggi, le loro chiese, le loro scuole, le loro piazze, sono vuoti. Su di essi incombono la rovina e la speculazione esterna.

A Quaràs hanno portato via perfino il Cristo barbuto. L'ammonimento dell'ignoto autore del tazebao riflette la malinconia della solitudine e la rabbia per il cinico procedere attuale nei confronti delle situazioni «deboli».

Ma potrà essere riabitato quel villaggio delle Alpi trentine? L'esodo rurale non è diventato un costume sociale? E quali possono essere, a lunga gittata, le conseguenze delle concentrazioni in pochi bacini della demografia e della ricchezza?

Ufficialmente gli studi sono rivolti verso le neourbanizzazioni costituite a valle dall'esodo. La immagine geologica, piuttosto brutale, è quella rispettivamente dei «cumuli di frana» e delle «nicchie di distacco». I problemi che li hanno creati sono passati alla storia: le valli appartate sono considerate recessi archeologici da lasciare in balia del degrado oppure da offrire ai neocolonizzatori. In tal modo il rapporto uomo-montagna, che sulle Alpi è delicatissimo per evidenti ragioni ambientali, si è capovolto con risultati difficili da valutare.

L'abbandono della montagna è, forse, un fenomeno irreversibile. Nel Trentino le condizioni di rifiuto di un certo tipo di economia – e quindi di cultura – si è generalizzato per spinta geografica. Nel Tirolo del Sud – tanto per rimanere nel settore centrale del versante meridionale delle Alpi – si assiste a un irrigidimento esistenziale suscettibile di una frattura tra il popolo della montagna, che è in netta minoranza, e quello del fondovalle, che sta rapidamente moltiplicandosi.

Sebbene con sfumature diverse, sia da una parte come dall'altra si osservano sacche di emarginazione che è spaziale ma anche materiale e culturale. Gli abitanti dei masi di montagna del Tirolo del Sud resistono all'erosione del cosid-

In Quaràs, im Cembratal, steht auf der bröckelnden Schulhausmauer zu lesen:

»Dorf, das das Recht hat, nicht belästigt zu werden; man kann es ansehen, aber man soll es in Ruhe lassen. In diesen Häusern wird man wieder leben ... «

Mit der völkischen Unmittelbarkeit, die die ortsansässigen Kunsthandwerker ihren ikonografischen Figuren geben, scheint der bärtige Holzchristus, in seiner Nische, das tapfere Leid der Bergbewohner zu beschwören. Dieser Christus bedeutet eine permanente Mahnung für jene, die selbst vor religiösem Brauchtum keinen Respekt mehr empfinden.

Die zerfurchte Straße, die von den Höfen von Bedollo im Pinetano zur Dreifaltigkeitskirche in Segonzano absteigt, liegt nun leer und verlassen. Einmal gehörte dieser Weg zu den begangenen: er kreuzte die alten Dörfer mit ihren Kirchen, Schulen und Plätzen, die heute gespenstisch anmuten. Die Spekulation hat die Oberhand gewonnen – was blieb – sind Ruinen.

In Quaràs bleibt selbst der bärtige Christus vor Dieben nicht verschont: die Warnung des unbekanntenen Wandbemalers spiegelt die Melancholie und den Zorn jener wider, die sich in ihren althergebrachten Werten und Bräuchen von einem fragwürdigen Fortschritt verraten wissen. In diesem Zusammenhang müssen wir uns folgende Fragen stellen: Wird dieses Dorf der Trentiner Alpen einmal wieder bewohnbar sein? Ist die bäuerliche Abwanderung nicht schon unabänderliche Realität? Was ist bei einer Konzentration von Wohlstand und Reichtum – auf wenige Ballungszentren beschränkt – zu erwarten?

Jetzt versucht man für die Abgewanderten am Rande der Städte neue Wohnungsmöglichkeiten zu schaffen. Was daraus wird, können wir täglich sehen: unbewohnbare Häuserblocks, anonyme lebensfeindliche Ghettos. Die verlassenen Täler, sich selbst und der Zeit überlassen, die auch das Wenige noch zerstört, was blieb – diese verlassen-ten Täler sind höchstens noch für Heimatkundler interessant oder Spekulationsobjekt für Städter. Dies alles gründet in einer fatalen Umkehrung des Verhältnisses Mensch - Berg, das im Alpenraum besonders empfindlich ist. Was für Konsequenzen werden sich daraus ergeben? Schon heute sind sie nicht mehr übersehbar.

Inzwischen ist die Abwanderung also eine erwiesene Tatsache. Im Trentino hat sich infolge einer gewissermaßen geographischen Umkehrung ein entgegengesetztes Lebensideal herausgebildet, wonach der Bergbauer städtischen Wohlstand, der Städter Ruhe und Abgeschiedenheit sucht. Nur ist der Stadtmensch nicht bereit, auf seine gewohnte Bequemlichkeit zu verzichten



detto «benessere» nelle loro «isole». Le fasce contadine del Trentino, dove perdura l'influenza dei valori tradizionali, vanno restringendosi e invecchiando. Entrambi gli episodi sono considerati pittoresca testimonianza della storia di una cultura locale nel senso di sovrapposizione di varie influenze regionali avvenute nei secoli. La questione non sembra tanto sintonizzata sulla lunghezza d'onda del crepuscolo di certi modelli di vita, quanto sul tipo di civiltà che la storia contemporanea propone.

C'è una profonda crisi della civiltà alpina. Le cause che l'hanno determinata sono molteplici. La Radiotelevisione svizzera ha in programma una serie di trasmissioni-inchiesta sul tema. Il titolo non lascia dubbi: «Atlantide alpina».

L'atteggiamento che nell'ultimo periodo sta delineandosi è triplice: il livellamento sollecitato dal fascino del consumismo con conseguente caduta culturale e del gusto comunitario; il formarsi di una nuova classe sociale, del tutto anomala, espressa dall'attività turistica; la ricerca di una rivaluta della dignità delle minoranze e di una forma di solidarietà alpina poggiata sulla realtà di una etnia comune.

Al pari delle altre regioni di contatto europee, le Alpi si esprimono antropicamente come un mosaico di popoli, di culture, di movenze linguistiche. A differenza degli altri nodi europei, le varie tessere del mosaico sono incollate su di una piattaforma dovuta ad una matrice sufficientemente omogenea e conseguenza di un preciso adattamento ambientale della cultura delle genti che si stabilirono su di un territorio particolarissimo quale è quello alpino.

und so hat er für seine neue Umgebung meist wenig Verständnis.

Bleiben wir im südlichen Alpenhauptkamm: in Südtirol kann man allgemein eine Verhärtung in den Beziehungen zwischen Berg- und Talbewohnern feststellen. Das äußert sich in ständigen territorialen und wirtschaftlich-kulturellen Reibereien. Die südtiroler Bergbauern widerstehen auf ihren Höfen den Verlockungen des sogenannten Wohlstandes; im Trentino hingegen bröckeln die tradierten Werte – soweit sie noch bestehen – ab und veralten.\*)

Nicht nur die unterschiedlichen Lebensbedingungen sind dafür verantwortlich, sondern die Art von Gesellschaft, die die heutige Lebensnorm zu formen sich anschickt. Zweifelsohne befindet sich das Alpenland heute in einer schweren Krise; die Ursachen sind vielseitig. Unlängst hat das Schweizer Fernsehen eine großangelegte Sendereihe mit dem beziehungsreichen Titel »Alpenländische Atlantis« gestartet.

Man könnte die gegenwärtigen Erkenntnisse in folgenden drei Punkte kennzeichnen:

- Nivellierung, also gesellschaftliche Promiskuität, bewirkt durch Konsumwut und dem daraus resultierenden kulturellen Abstieg und Geschmacksverlust;
- Bildung einer neuen unhomogenen Sozialschicht, die der ständig wachsende Tourismus nährt;
- Bemühungen zur Wiederherstellung der Würde völkischer Minderheiten.

\*) In Südtirol besteht das Gesetz des »Geschlossenen Hofes«, das eine Realteilung ausschließt. Der Hof geht also im allgemeinen voll und ganz in den Besitz eines einzigen Erben über. (Anm. d. Übersetzers).

La presenza di realtà di isolamento, di emarginazione e di sfruttamento, non è che l'iceberg di una situazione generale in movimento. Se essa sarà compresa potrà evitare la disperazione che l'impatto tra società tradizionali e società «evolute» rischia di causare negli individui; e, d'altra parte, potrà armonizzare le situazioni stesse con una modulazione espressiva, e vitale, in senso nuovo, delle «piccole patrie». La loro riscoperta non è faccenda alpina. Nelle Alpi la cosa ha registrato negli ultimi cinque anni una sonorizzazione che potrebbe perfino sottendere l'atteggiamento «borghese» dei movimenti propugnatori dell'autonomia delle grandi isole etniche ufficializzate.

E' un ribollire planetario. Per ora è misconosciuto ed irriso. Sovverchiamente sanguigna è la sopravvivenza degli stati nazionali quali sono usciti dalla filosofia napoleonica dei confini naturali e da quella liberale ottocentesca dello stato-nazione

Ma attenzione. L'assemblea delle minoranze tenutasi nel 1975 in Canada ha denunciato disagi e neocolonialismi che vanno bene al di là dello inquinamento di tribù folcloristiche. In Groenlandia, i 40 mila groenlandesi hanno riconquistato il potere nel Landsraad costringendo il Governo di Copenaghen a trattare una sorta di autogestione e contestando vivacemente la cinica politica delle multinazionali alla caccia delle risorse naturali di quella terra di immensi ghiacciai. «I beni del sottosuolo di Groenlandia sono dei groenlandesi», è il motto. Si teme che la sottile interferenza dei neocolonizzatori nasconda il genocidio modificando le condizioni naturali e, quindi, l'habitat. Desertificate la tundra e le coste marine con i pozzi petroliferi e le miniere, i locali si autodistruggerebbero nei ghetti urbani. Si tratta di casi limite. Però si ritrovano in ogni continente.

Stanno ripetendo, in guanti bianchi, le spaventose vicende di sostituzione di popolazione avvenute, a vantaggio dell'uomo bianco, nelle due Americhe e in Oceania. Il problema odierno è ispirato alla democrazia: integrare le comunità etniche, le «piccole patrie», nelle comunità nazionali tradizionali preservando le loro individualità, i loro valori etnici e culturali, insomma la loro anima. Tutto ciò, naturalmente, nel quadro del benessere fisico, sociale, spirituale, religioso dei vari piccoli popoli.

Utopie? L'argomento rimbalza con insistenza ed è intercontinentale. Si tratta dei sintomi di una nuova forma di assetto sociale, e quindi di concetto di stato, che si sta lentamente formando? Essi possono essere denunciati dalle polemiche circa le lingue minoritarie, le etnie o le autonomie o le federazioni di autonomie per affinità di segni culturali. C'è il problema dei Baschi e quello degli Scozzesi, dei Nordirlandesi e degli Asturi, dei Gallesi, dei Ladini, dei Catalani, dei Bretoni, degli Alsaziani, dei Fiamminghi, dei Corsi, degli Ucraini, dei Sardi, degli Sloveni, dei Friulani e così via. Le aspirazioni sono politiche oltre che economiche e culturali, individuali e collet-

Wie bei den anderen angrenzenden europäischen Ländern, so ist auch in den Alpen ein Gemisch von Völkern, Kulturen und Sprachen feststellbar. Das Alpengebiet unterscheidet sich aber dadurch, daß vorgenannte Differenzen auf kleine, aber umso genauer umrissene Gegenden begrenzt sind.

Die gegenwärtige Vereinsamung des Bergmenschen, das Außenseitertum und die Ausbeutung, sind nur die Spitze des Eisbergs einer allgemein sich verschlechternden Situation. Greift man gleich ein, so könnte man dem Schock begegnen, den das Aufeinanderprallen von traditionell-orientierter und der Wohlstandsgesellschaft auf den Einzelnen unweigerlich ausübt. Gleichzeitig sollte man die öffentliche Meinung nicht nur auf das berechtigte, sondern auf das sogar wünschenswerte Dasein völkischer Minderheiten aufmerksam machen.

Das ist zwar in beschränktem Maße geschehen und der Widerhall war derart, daß die bürgerlichen Institutionen ihren Standort überdenken mußten, obwohl es bis jetzt nur ein zeitweiliges Aufbegehren war, das man verkannte, ja belächelte.

Als besonders blutig kennzeichnet sich das Überleben der Nationalstaaten, die aus der liberalen Philosophie des 18. Jahrhunderts hervorgingen und später aus dem napoleonischen Credo entstanden, das sich auf natürliche – also auf geographische – Grenzen berief.

1975 fand in Kanada ein Kongreß für völkische Minderheiten statt, der der Öffentlichkeit, die mit der massiven Zuwanderung verbundenen Unannehmlichkeiten vor Augen führte. Dieser Fremdeinfluß geht über die Zersetzung von Sitten und Gebräuchen weit hinaus. So haben beispielsweise in Grönland die 40.000 Inselbewohner die Macht im »Landsraad« übernommen, indem sie die dänische Regierung zwangen, ihnen eine Art von Selbstverwaltung zu gewähren; sie rebellierten einfach gegen die massive Ausbeutung der Bodenschätze durch die Multis, und der immer wiederkehrende Slogan lautet: »Die Bodenschätze Grönlands gehören den Grönländern!« Mit Recht fürchtet man, daß die ungebetenen Gäste an ihrem Rand Raubbau betreiben, daß sie ihren jetzigen Lebensmodus radikal beeinflussen, daß sie von Ölbohrungen verschmutzte Küsten zurückerlassen und die Selbstzerstörung der heutigen Bewohner bewirken werden, wenn diese erst in Stadtslums leben müssen.

Natürlich handelt es sich diesbezüglich um einen Extremfall, doch ähnliche Fälle gibt es überall auf der Welt. Mit falschen Tatsachen und einschmeichelnden Worten versucht man immer wieder, jenen grausamen Völkermord zu wiederholen, wie er einst in Amerika und Ozeanien geschah.

Die Staaten, die sich demokratisch nennen, sollen die völkischen Minderheiten, die Kultur- und Sprachinseln in den großen nationalen Verband integrieren, ihre Individualität und ihre Besonderheit aber unangetastet lassen.

Utopien?

Diesen Vorwurf hört man immer wieder und er zieht fast alles in Mitleidenschaft. Handelt es



tive. Coinvolgono, o stanno coinvolgendo, le diverse missioni di «piccole patrie» che l'ambiente e la storia hanno reso affini.

*Il terremoto del maggio 1976 ha clamorosamente, emotivamente e retoricamente proiettato sullo svagato schermo italico l'immagine della piccola patria friulana. Ci s'è accorti con meraviglia che il «vento delle Alpi» tira verso il Mitteleuropa piuttosto che verso il Mediterraneo.*

«Friulano è ciò che non è veneto», osservò il Devoto. In effetti il rischio è che i friulani si venetizzino, il che equivale ad «assimilazione», a spersonalizzazione ed a impoverimento culturale generalizzato per grandi bacini. Il rischio è che i ladini del Tirolo del Sud o del Canton Grigioni si intedeschizzino con gli effetti di cui sopra.

*La guerra delle scritte bilingui ha denunciato l'intransigenza sciovinistica austriaca nei confronti della «piccola patria slovena» di Carinzia. Contemporaneamente si allarga l'ideale, a livello di élites, di una lingua comune romancia o reto-romancia. «Si tratta proprio di pianificarne una» – disse Tazio Carlevaro al convegno su industria e cultura indetto nel 1975 dal Centro internazionale «Pio Manzù» a Rimini – «visto che non esiste nessun centro politico-economico-culturale che faccia accettare la propria variante e nessun Dante Alighieri che riesca a imporsi».*

*Per contro l'ordine dei confini nazionali, le sopite tendenze imperialistiche, prodotto di questo continente, movimentano velleità di aree egemoniche di piega conservatrice, economica, di unità di lingua, religione, razza, aspirazioni (fonti dell'ideologia politica romantica). Che c'è dietro alle illazioni circa un presunto sogno «pantavarese» di marca cristianosociale?*

*La minaccia che pesa sulla regione alpina è data soprattutto dall'espandersi selvaggio di quello che Paul Guichonnet appella «la civilisation des loisirs» e che io chiamerei il «neocolonialismo turistico». La violenza della speculazione produce la violenza dell'acculturazione per sovrapposizione. Le culture locali soccombono davanti a quelle metropolitane, livellate e senza volto tranne quello della brama al benessere individuale, perché più «deboli».*

*Conseguenza: il modellarsi di un tipo nuovo di società alpina proprio delle valli turisticizzate, l'emarginazione delle zone appartate o che non accettano l'alienazione del territorio inteso quale bene collettivo e insieme armonico con la vita che sollecita. Alle «città nuove» inventate in Inghilterra ad esempio di urbanizzazione industriale (New Town Act) corrispondono le concentrazioni artificiali turistiche non abitate permanentemente ma produttrici di stimoli colonizzatori.*

*Dinanzi a questi fatti si assiste al levarsi (fatto che si ripete nella storia) del «vento alpino».*

*Iniziativa a carattere sovranazionale – quali la conferenza di Milano del 1973 su «Le Alpi e l'Europa», quella di Trento del 1974 su «L'avvenire delle Alpi», la creazione della Comunità di lavoro regioni alpine, in sigla ARGEALP, le pres-*

sich vielleicht um eine neue Form sozialer Ordnung, die sich als staatliche Überzeugung langsam herausbildet?

Dem Problem ist auch dadurch beizukommen, indem man die Angriffe auf sprachliche Minderheiten, die Autonomien und autonomen Verbände (die eine gewisse Ähnlichkeit mit der etablierten Kultur aufweisen), verurteilt.

Auch das Schicksal der Basken, Schotten, Nordiren und Asturen, der Gallier, Ladinier, Korsen, Ukrainer, Sarden, Katalanen, Bretonen, Elsässer, Flamen, Slowenen und die Friulaner ist, gelinde gesagt, beunruhigend.

Die Einheitsbestrebungen stellen sich mehr politisch als wirtschaftlich-kulturell dar; dabei bezieht man Landteile ein, deren Geschichte und Eigenart sich ähneln.

Das Erdbeben vom Mai letzten Jahres hat aufsehenerregend und gefühlsbetont auf die Existenz der Friulaner, als eigenständigem Volk innerhalb Italiens, aufmerksam gemacht. Man spürte, daß der »Alpenwind« eher nach Mitteleuropa, als ans Mittelmeer wehte. Das kam nicht überraschend. »Friulanisch ist das, was nicht venezianisch ist«, sagte Devoto, und in der Tat: eine weitere »Venetisierung« hätte eine noch stärkere Assimilierung und Entpersönlichung der Friulaner zur Folge, was weitere Kulturverarmung bedeutete.

Dasselbe Risiko lastet auf den Ladinern in Südtirol oder in Graubünden, die Gefahr laufen, ihr altes Idiom mit dem Deutschen einzutauschen.)\* Der Streit um die doppelsprachigen Ortsnamen hat erst kürzlich wieder die chauvinistische Haltung Österreichs gegenüber den Slowenen Kärntens gezeigt.

Andererseits möchte man besonders in intellektuellen Kreisen zu einem gemeinsamen Idiom, zu einer Art romanischer oder rätomanischer Sprache, zurückfinden. »Es geht wirklich nur darum, eine (Sprache) zu bestimmen«, sagte TAZIO CARLEVARO beim Industrie- und Kulturkongreß, der 1975 vom Internationalen Zentrum »Pio Manzù« in Rimini veranstaltet worden war. Dies als Reaktion, weil es in Italien keine politisch-wirtschaftliche Institution gibt, die genügend Autorität besitzt und weil es keinen Dante Alighieri gibt, der dem Nachdruck verschaffte.

Über die Staatsgrenzen hinweg sind unerschwellige kapitalistische Tendenzen zu erkennen, Länder mit konservativem Einschlag, die die wirtschaftliche, sprachliche, religiöse und rassische Vorherrschaft (Bestrebungen der politisch-romantischen Ideologie) nicht aufgeben wollen. Was steckt hinter den Vorstellungen, die einen gesamtbayrischen Traum christlich-sozialer Färbung beschwören?

Trotzdem besteht die unmittelbarste Gefahr der Alpenländer in der ungeheuren Ausdehnung des Tourismus, der von PAUL GUICHONNET »la civilisation des loisirs« genannt, von mir mit »touristische Überfremdung« übersetzt wird.

Tatsächlich bewirkt die touristische Spekulation eine Kulturüberfremdung. Die der städtischen

\*) Sowohl im Grödental als auch in Graubünden ist zumeist an den Volksschulen der Unterricht in ladinischer Sprache gewährleistet (Anm. d. Übersetzers).



La croce di Quaràs,  
Valle di Cembra

sioni per la fondazione dell'Alpe Adria e altri fatti – sono sufficienti a configurare, anche se timidamente, una «via alpina europea». Purtroppo i fermenti sono contrastati dal silenzio del potere ufficiale, dalla complicità delle istituzioni tradizionali, dall'incapacità di fantasia, dalla tendenza all'intolleranza e all'orgoglio di nazione e di classe, dall'ignoranza in cui è tenuta l'opinione pubblica.

*C'è dunque un mondo alpino da rivalutare anche quale «banco di prova di una veritiera comunità europea» rispettosa delle collettività locali come la collettività deve essere rispettosa del diritto alla libertà dell'individuo.*

*L'amarezza malinconica delle scritte di Quaràs non riflette tale spontanea ideologia?*

geopferte, alte Kultur, unterwirft sich der Wohlstandssucht des Einzelnen und wird daher farblos, unglaublich. Das Resultat ist ein neuer Typ von alpenländischer Gesellschaft, die keinen Gemeinschaftssinn mehr aufbringt und die die alte Implikation, daß die Landschaft Allgemeinut ist, nicht akzeptiert.

Den »neuen Städten«, die man in England als Beispiel industrieller Urbanisierung zur Debatte stellt, entsprechen hierzulande die zahllosen Ferienhäuser, die auf die Struktur der Landschaft keine Rücksicht nehmen, weil sie ja nur gelegentlich bewohnt werden.

Internationale Tagungen wie z. B. die Mailänder Konferenz über »Die Alpen und Europa« (1973), jene von Trient »Die Zukunft der Alpen« (1974), die Bildung der Arbeitsgemeinschaft Alpenregionen (ARGEALP), die Gründung der »Adriatischen Alpen« u. a. zeigen, wenn auch noch zaghaft, daß man sich über das Thema Gedanken macht. Leider werden solche Initiativen nicht entsprechend gewürdigt; Schuld daran ist einerseits das Schweigen der Regierungsstellen, der Mangel an Phantasie, die Intoleranz bürgerlicher Kreise, andererseits der Klassen- und Nationalstolz und die öffentliche Meinung, die man nicht genügend aufklärt.

Die Alpenregion könnte zum »Exempel für ein wirklich vereintes Europa« werden, für ein Europa, das völkische Minderheiten ebenso respektiert, wie jene die Freiheit des Einzelnen respektieren müssen. Spiegelt nicht jener auf die Schulhausmauer von Quaràs gemalte Satz diese spontane Forderung?

(Übersetzung R. Kristanelli)





## Bilder aus Osttirol

Aufnahmen: Hans Trojer, Villgraten



SAETZE

+ ABSAETZE AUS DER HEILEN WELT

waehrend ich nichtsahnend auf der bruecke stand und forellen zaehlte wie so oft und alles seinen altgewohnten gang ging passierte das außergewoehnliche  
 vroni die immerfroehliche war oben hinter dem kulturzentrum aus dem wald getreten hatte noch die a & o plastiktasche prall voll preiselbeeren einer jagdtrophae gleich hoch über ihren kopf geschwungen und war dann in einem lachkrampf krachend zusammengebrochen  
 die partie des wasserbauamtes ließ granitgranit sein eilte heldenmutig herbei erstuermte die zwergerstrauchwand schob die baumkulissen links und rechts beiseite so daß die ewigen haeupter der hohen tauern sichtbar wurden und die rettungsaktion wuerdig umrahmten hob die unglueckliche auf die bergwachtbahre und zog mit einem deutschen lied auf dem dorfplatz ein den forellen hat der weiße riese das leben sauer gemacht der vroni ist das lachen vergangen der a & o sack kann im ortsmuseum jederzeit besichtigt werden







aus unmut ueber die arbeitslust seines schwieger  
ersohnes sich laengst von der mithilfe auf dem h  
of total zurueckgezogenen verbringt der uralte b  
auer tag und jahr am rande der rücksichtslos a  
ufwachsenden jungen familie  
die schlafkammer verlassen durch den tod seine  
s weibes belagert von seinen enkelkindern verl  
aest er nur um in die kueche hinunterzugehen d  
ie kueche oder die stube verlaest er nur um se  
ine notdurft zu verrichten bei ganz schoenem w  
etter schaut er auf dem untersoeller der bauern  
arbeit auf dem felde zu und denkt an seine fer  
ne heldenzeit das haus verlaest er nur um in d  
ie kirche zu gehen wenn ein auto faehrt  
unausgesetzt mit seiner pfeife beschaeftigt bis s  
ie raucht wenn sie auszuklopfen sogar auszusto  
chern neu zu stopfen und wiederholt in brand z  
u stecken ist erweckt er durch seine regelma  
eßigkeit wie er sie ausklopft und ausstochert od  
er wenn sie ihm unter der hand in ihre bestand  
teile zerfaellt wie er sie muehselig zusammenst  
ellt und zitternd entzuendet unausgesetzt heimli  
ches gelaechter in allen nachbarhaeusern und b  
ei den fernsten angehorigen vom schwiegerso  
hn wird er jeden samstag rasiert und geschore  
n zur rechten zeit

in den schubladen einer kommode versteckt er s  
eine habseligkeiten reservepfeifen pfeifenkoepf  
e pfeifenmundstuecke kriegsauszeichnungen glu  
eckstopftreffer uhrkettenglieder eine eisenbahnf  
ahrkarte aus den dreißiger jahren in klammer gr  
oßkundgebung die erkenntungsmarke landtabak u  
nd einen rot gefuetterten tabaksbeutel in rese  
rve  
die tuechtige baeuerin seine tochter verfolgt gl  
eichgueltig seinen sicheren kraefteverfall ein en  
kelkind wie es eine spielkugel auf dem boden ei  
nholt haette ihn fast aus dem gleichgewicht zu f  
all gebracht  
scheinbar unbeteiligt verfolgt er die lauten sti  
mmen zu den wirtschaftserwartungen er hoert a  
bbruchplaene waelzen er sieht neubauhoffnung  
en pflanzen anscheinend schwerhoerig setzt er s  
ich in den winkel zum warmen herd offenkund  
ig weitsichtig schaut er durch ein fenster in die g  
roßen waelder der schattseite den arbeitsschw  
eiß des herrschenden hausherrn riecht er schon l  
ange nicht mehr er hat sich jetzt ganz auf sein  
e pfeife und auf die stellungen in der dolomitenf  
ront zurueckgezogen.

*hans trojer  
villgraten*

FRANZ TUMLER, Berlin

## Das Tal von Lausa und Duron

*Die Erzählung »Das Tal von Lausa und Duron« erschien 1966 in der Insel-Bücherei (Band N. 881). Autor ist der bekannte derzeit in Berlin wohnende südtiroler Schriftsteller Franz Tumlér. In der der Erzählung folgenden »Nachschrift« schildert Tumlér, was ihn zur Niederschrift dieser Geschichte bewogen hat. Darüber hinaus aber gibt er tiefen Einblick in das Schicksal einer Sprachinsel im Trentino, »in dem das alte Idiom gesprochen wurde«. Wir bringen die »Nachschrift« fast vollinhaltlich. (Das Buch wurde jüngst in der Reihe »piper präsent« neuaufgelegt).*

Das Gebiet, in dem das alte Idiom gesprochen wurde, reichte früher von den Schweizer Alpen bis in die Ebene Friauls. Heute sind davon in der Ebene noch die über ganz Friaul verstreuten Sprachinseln übrig, deren Einwohner einen romanischen Dialekt: das Furlensische, sprechen; und in den Alpen sind zwei innere Kerne geblieben, sie sind voneinander getrennt. Aber es ist noch nicht sehr lange her, daß zwischen den rätoromanischen Kantonen der Schweiz und den ladinischen Gemeinden in den Dolomiten eine Sprachbrücke bestanden hat. In den Dörfern des Vintschgaus wurde bis ins 18. Jahrhundert herab ladinisch gesprochen. Erst die Aufklärung hat, durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht und andere gleichmachende Einflüsse, das Idiom in dieser Gegend ausgelöscht. Es gibt an der Grenze zwischen der Schweiz und Südtirol, nicht weit von der Heimat meines Vaters, einen Punkt, an dem sich dieser Vorgang wie aus einer Spur ablesen läßt.

Wer von Schlanders das Etschtal aufwärts fährt, kommt hinter dem Städtchen Glurns in das Münstertal, das als Grenzlandschaft merkwürdig ist. Es ist ein alter Übergang in die Schweiz: die Straße führt über den Ofenpaß nach Graubünden. Aber die Grenze liegt nicht oben auf dem Paß, sondern, um ein Stück nach Osten versetzt, im Tal, zwischen den Orten Münster und Taufers. Sie hat sich hier seit den im Mittelalter ausgefochtenen Besitzkämpfen zwischen den Bischöfen von Chur und den Grafen von Tirol nicht verändert. Die beiden Orte Münster und Taufers nun sind kaum zwei Kilometer voneinander entfernt, und die Strecke zwischen ihnen ist nahezu ebener Landboden, ohne jedes Hindernis gegenseitigen Verkehrs. Trotzdem wird in Münster, das mit seinem rätoromanischen Namen Müstajr heißt, ladinisch gesprochen, und in Taufers, auf der südtirolischen – jetzt italienischen, ehemals österreichischen – Seite deutsch. Die Ursache dieses Unterschiedes kann in nichts anderem liegen als in den erwähnten Einflüssen der Aufklärung. Damals, als während der thesesianischen Ära in Österreich im Zug der Reformen von Rechtsprechung, Finanzwesen, Schulbildung und Militär der Gebrauch der Schriftsprache allgemein wurde, lernte man herüber deutsch lesen und schreiben. Es hatte mit der späteren Beachtung der Sprache als einer nationalen Eigentümlichkeit nichts zu tun, sondern war eine Errungenschaft des modernen Staatswesens, das auf Erfassung und Nutzbarmachung des einzelnen zielte. Auf dem abgeschlossenen Gebiet des Bistums Chur war man rückständiger, dort er-

hielt sich die Mundart und konnte in unseren Tagen zur rätoromanischen Schriftsprache, der vierten Landessprache der Schweiz, werden; und so hört man drüben heute das »bon diè«, wenn man den Laden betritt, und herüber nicht. Ähnliche Ursachen haben in Südtirol auch später das ladinische Sprachgebiet eingeengt. Im Ampezzotal war noch etwa bis zur Jahrhundertwende das Ladinische der vorherrschende Dialekt. Der Fremdenverkehr kam, eine Eisenbahn wurde gebaut, die Straßen wurden verbessert. Dann kam die Abtretung an Italien, und schon in den Zwanzigerjahren konnte man im Ampezzo Ladinisch nur von alten Leuten hören. Heute ist es auch auf entlegenen Höfen so gut wie verstummt.

Was vom Ladinischen geblieben ist, sind die vier innersten Dolomitentäler, die um den Bergstock der Sella liegen und in eigentümlich hochgeschraubter Formation durch spiralförmig herangedrehte Gebirgspässe miteinander verbunden sind. Ihre Namen: Buchenstein, Gröden, Fassa und Abtei. Das Abteital heißt auch Gaderetal; den Namen Abtei bekam es, weil es Grundbesitz des Klosters Sonnenberg war. Es hat auch ein Seitental: Enneberg; dieses Tal ist unberührter als die anderen und wird zuweilen als eigene fünfte Landschaft gezählt. Man wird aus den Namen Unterschiede heraus hören: einige sind deutsch, andere sind es nicht. Das hat seine Ursache: Gröden und Abtei führen ins deutsche Sprachgebiet. Das Fassatal öffnet sich nach Süden ins Trentino. Buchenstein hat zwar einen Ausgang nach Süden, aber es liegt eher eingekesselt als offen. An ihm läßt sich etwas Besonderes zeigen: es hat seit altersher drei Namen in drei Sprachen. Deutsch heißt es Buchenstein, ladinisch Fodom, italienisch Livinallongo. Das Wort Fodom kommt von dem lateinischen Verbum für »graben« – »fodire«; es entstand als Name für die Erzgruben auf dem Berge Fursil. Und Buchenstein hat nichts mit einem befestigten Platz zwischen Buchen zu tun; in ihm ist dieselbe Sache: »poch« – klopf an den Stein.

Die vier Täler sind nur in der oberen Hälfte ladinisch. Das Grödner Tal zeigt es am augenfälligsten; es ist in seiner unteren Hälfte von Waidbruck herauf deutsch besiedelt, dann kommt eine enge Schlucht, durch die der Fluß herabstürzt; sie durchschneidet einen Felsriegel, den ein wüstes Schuttfeld bekrönt. Erst wer das Hindernis durchstiegen hat, tritt bei dem Weiler Pontives in die innere Tallandschaft ein, die sich nun in weiten, sanften Wiesenflächen hinreckt bis zu ihrem Anfang unter den Felsen der Sella. In dieser inneren Land-

schaft war von altersher der Sitz der ladinischen Gemeinde. Hier hat sie durch Jahrhunderte abgeschlossen gelebt. Der Felsriegel, den in unseren Tagen die Straße öffnet, war in früheren Zeiten nicht so leicht zu durchdringen. Es gibt ihn, gemäß der Struktur des Gebirges, auch in den anderen ladinischen Tälern. Und überall ist die Seite außen von Deutschen, oder wo sie nach Süden geht, von Italienern bewohnt; dann kommt die unwegsame Strecke, bis zu der die Einwanderer vorgeedrungen sind; und hinter ihr beginnt das andere Reich: Abgeschlossenheit, Stille, geschichtslose Zeit. Man muß die ladinischen Täler im Herbst aufsuchen, um etwas davon zu spüren. Dann haben die Sommergäste die Quartiere verlassen, die Wege sind leer, und das ältere unverstörte Wesen kommt in den Dingen herauf.

Ich ging einmal in solcher Herbstzeit durch diese Täler, ich hatte ein Buch bei mir, eines der wenigen Bücher, die es in ladinischer Sprache gibt: eine Sammlung längst verschollener Sagen. Der Forscher Johannes Alton hatte sie im vorigen Jahrhundert aufgezeichnet. Das Buch war 1879 erschienen, es war zweispaltig gedruckt, links standen die ladinischen Texte, rechts eine italienische Übersetzung.

Ich hatte mir das Buch, das nur noch selten zu finden ist, in Bozen von Freunden ausgeliehen; nun trug ich es bei mir, und abends, in Gasthöfen oder Bauernhäusern, schlug ich es auf und bat die Leute, mir daraus vorzulesen. Es war merkwürdig zu sehen, wie sie es aufnahmen, daß in ihrer Sprache etwas gedruckt war. Nie hatten sie das gesehen, nun konnten sie es sogar lesen. Sie staunten, zeigten Freude und kritischen Verstand bei den kleinen Abweichungen des Idioms aus den verschiedenen Tälern. Ich hörte auf ihre Stimmen und manchmal merkte ich mir etwas an, das mir an der Aussprache auffiel. Ich hörte wieder zu, und die Figuren der Sagen wurden mir lebendig. Immer noch blieb etwas zu ahnen.

Im Winter, als ich das Buch zurückgeben mußte, wollte ich diese Erfahrung behalten; ich schrieb mir einige der Stücke ab und versuchte dann auch, sie zu übersetzen. Ich legte mir ein kleines Wörterbuch an, ähnlich, wie es einstmals mein Vater angefangen hatte; es half mir dabei. Und ich möchte in diese Erinnerung ein paar Sätze aus einem solchen ladinischen Text einfügen; vielleicht bringen sie dem Leser in Klang und Sinn eine Empfindung hervor; Begegnung mit einem alten rührenden Leben, wie ich es damals empfand:

*Sura dut i Ladins contèn  
de Salvans e de Ganes.  
El fòva gent salvàra,  
et vivoa de salvergins,  
da rajoné ne savoi asques'nia.  
Su a Collfosc fòl dut  
plegn de quis Salvans.  
De mal ne fageovi a degun'nia.*

*Na ota fòl inche te Val de Mesdi  
na bella jona Gana.  
Ella gni trèss fora  
per gi a mes Pecei.  
La Gana scomencia plege a L Patron,  
se marida, e diventa  
Patrona a Pecei.  
Ella l'a tut solmenter  
a condizion,  
qu'el ne la toquess mai  
colla man redosa tel mus.  
Na sabda vegnel L Patron  
dut stanc  
e palsa dlongia sua fomèna  
e la toca con la man redosa.  
Te quel moment se spèrdela  
vegne dut cucèna tel mus  
e chara plena de compassion all'om  
An ne l'a mai plu oduda  
o podiu ciaffè.*

*Überall erzählen die Ladiner  
von den Salvans und den Ganes.  
Sie waren Waldleute,  
sie lebten vom Wild,  
sprechen konnten sie fast nichts.  
Unterhalb Collfuschg war alles  
voll von diesen Salvans.  
Böses taten sie niemandem.  
Einmal war auch im Val de Mesdi  
eine schöne junge Gana.  
Sie kam sehr (weit) heraus  
um zum Haus Pecei zu gehen.  
Die Gana begann dem Bauern zu gefallen,  
er heiratete sie und sie wurde  
Bäuerin in Pecei.  
Sie hatte es ihm einzig zur  
Bedingung gemacht,  
daß er sie niemals berühren dürfe  
mit der umgekehrten Hand im Gesicht.  
An einem Samstag war der Bauer  
ganz müde  
und legte sich neben seine Frau und  
berührte sie mit der umgekehrten Hand  
In diesem Augenblick erschrak sie  
wurde ganz rot im Gesicht  
und sah voll Mitleid auf den Mann.  
Man hat sie nie mehr gesehen  
oder zurückbringen können.*

Ich habe den hier angeführten ladinischen Text dieser Sage erst kennengelernt, als ich das »Tal von Lausa und Duron« schon geschrieben hatte. Zuvor kannte ich nur eine Art Verkürzung, dem Inhalt nach. Ich führe das hier an, weil es mich auf eine Bedingung bringt, die mir im Rückblick wichtig erscheint, wenn ich mir überlege, wie diese Arbeit entstanden ist. Ich kann sie an einem anderen Beispiel noch besser zeigen. Das Bild der ladinischen Täler, das ich erhielt, als ich sie 1933 zum erstenmal sah, war viel weniger genau, als ich es hier, mit Namen, Zusammenhängen aus früherer Zeit, und Eigentümlichkeiten, beschrieben habe; manches war mir undeutlich geblieben, ich

kannte es auch nur von kurzem Besuch. Wenn ich mir später darüber Rechenschaft gab, mußte ich mir sagen: es war in dem, was ich mitbrachte, mehr ein inneres geahntes Bild als ein wirklich erfahrenes. Und was mich davon dann zum Schreiben brachte, war eher der Abstand zu ihm, und daß ich von ihm getrennt war – so zog es sich mir erst zusammen zu einem Bild, und ich hatte es leichter als jemand, der mit Kenntnis und Nähe dort lebte.

Heute erscheint mir noch eine zweite Bedingung wichtig: es war gewiß dieses Bild einer Welt geheimnisvoller Sprache und Sage, das mir, bei gefühlter Verwandtschaft mit ihm, den Stoß zum Schreiben gab. Aber es wäre ein Bild in mir vielleicht geblieben und nicht eine Erzählung geworden, hätte mich bei meinem Besuch damals nicht auch etwas bewegt, das nicht zu diesem Bild gehörte, nicht Sage war; sondern Zeit und Geschichte; und das mich ebenso anging.

Ich kann es am besten an den festen Wörtern zeigen, die ich davon habe. Wenn ich als Kind in der Schule zu meinem Namen hatte sagen müssen »geboren in Bozen«, so war das nicht der einzige Ortsname von dort, den ich so früh schon gehört hatte. Mit diesem Geburtsort Bozen war ich aufgefallen in dieser oberösterreichischen Schule in Linz an der Donau, wohin meine Mutter nach dem Tode des Vaters gegangen war; wir wohnten bei ihren Eltern, meinen Großeltern; die stammten aus Wien. Dort wuchs ich auf, und dort waren auch noch die Brüder meiner Mutter zu Hause; das heißt, sie kamen heim aus dem Krieg in Urlaub; und da eben hörte ich von ihnen in diesem selben Jahr 1917 den Namen Bozen wieder, und dann noch andere Namen: Folgaria, Val Sugana, Monte Pasubio, Monte Grappa. Es waren Namen von Orten der Etappe und der Front, mit dieser Bedeutung prägten sie sich mir ein als etwas, das in dem Land war, aus dem ich stammte. Und damals hörte ich auch zum erstenmal den Namen: Cesare Battisti. Mit etwas Vagem an Bedeutung: das war ein Mann von dort, der »übergelaufen« war, zu den Italienern, mit ihnen kämpfte, gefangengenommen worden war, und den die Österreicher dann gehenkt hatten. »Ein Verräter wird gehenkt« – dieses Wort ging als Faden der Erinnerung mit in dem Bild, das ich mir von meiner Heimat zu machen begann. Und wenig später kam dann noch das Wort hinzu: optiert. Es stand auf einem, vom Staat durch Stempel bestätigten Zettel, auf dem meine Mutter für mich diese Erklärung abgegeben hatte; und sie war notwendig geworden, weil nun, nach dem Friedensvertrag, meine Heimat nicht mehr zu Österreich, sondern zu Italien gehörte.

Das war 1920, und da konnte man das auch mir schon erklären. Verstanden habe ich es erst später. Und viel später erst verstanden, was mit Cesare Battisti war, und mit diesem Streit und Gegensatz zwischen Österreich und Italien. Er war nicht von heute. Seit 1918, als die Italiener über die Sprachgrenze hinausgegangen

waren an die Brennergrenze, war es ein Streit gegen diese ungerecht gezogene Grenze; und seit 1923, als das faschistische Regime ein mögliches Zusammenleben unterbrochen und den Streit zu einem Kampf um das Recht auf Gebrauch der Muttersprache gemacht hatte, schien alles Unrecht auf der italienischen Seite zu sein – war es aber nicht, denn auf dieser Seite gab es Erinnerungen, die man auf der österreichischen Seite vergessen hatte oder für unerheblich hielt, weil man gefangen war in einer eingewurzelten Art von Staatsdenken aus Legitimität gegen das Bedürfnis nach Freiheit, mit dem die Italiener ihren Staat zustande gebracht hatten. Das ging weit zurück bis zu Silvio Pellico und seinem Kerker auf dem Spielberg in Brünn, und bis zu Radetzky und seiner Residenz in Verona.

Für mich war es ein Hin und Her in meinen Gedanken immerzu, und es fing an, als wir 1926 zum erstenmal nach Südtirol fuhren. Da war vor dem Hause, in dem ich geboren war, noch immer der kleine Obststand, von dem meine Mutter sagte, er sei schon damals dort gewesen; und seine Besitzerin erkannte sie nun wieder. Sie war eine Trentinerin, hieß Flora, und führte dieses Geschäft wie in der Zeit vor dem Krieg. Aber jemand war nicht mehr da: ihr Sohn Beppo – der war gefallen. Ich dachte: auf welcher Seite – aber fragte nicht. Ich dachte manches von diesen Dingen weiter in den folgenden Jahren: der Krieg, und die Brüder meiner Mutter, und die Stellungen im Gebirge, in denen sie gewesen waren; und Beppo, der gefallen war, und drüben Cesare Battisti, so daß für mich dort nicht nur eine Landschaft aus Sage war, als ich dann im Jahre 1933 hinkam, und nun alles sehen wollte, auch die Stellungen im Gebirge.

Es war für mich ein besonderer gespannter Augenblick, ich war auf alles aufmerksam, was mir begegnete. Und vielleicht bewirkt es diese Aufmerksamkeit, daß einem begegnet, was man schon mitbringt. Ich ging von Bozen durch das Eggental gegen den Karerpaß. Dahinter liegen die ladinischen Täler. Es war ein langer Weg, große Hitze; aber die Annäherung an einen Ort, der mir wichtig war und den ich als Heimat erkennen wollte, belebte mich jetzt und auch später in diesen Tagen. Unterwegs an einem Steinbruch traf ich ein Auto, das eine Panne hatte. Die Leute fielen mir auf: es waren eine junge Frau und ein Mann mit einer Beinprothese. Ich fragte sie, ob ich ihnen helfen könne, aber sie waren schon fertig; und als ich dann weiterging, dauerte es nicht lange, bis mich das Auto überholte; ich sah die beiden noch vorüberfahren und sah sie dann nie mehr wieder. Aber am Abend dachte ich an sie. Ich war von der Straße abgezweigt und übernachtete in einer Schutzhütte nahe bei den alten Stellungen aus dem Weltkrieg. Ich sah die in den Felsen gehauenen Kavernen, und abends in der Hütte stellte ich mir vor, daß der Mann und die Frau hierherkämen – der Mann mit der Prothese, der seiner Frau



diesen Ort zeigen wollte, an dem er im Weltkrieg gelegen hatte. An den folgenden Tagen ging ich übers Gebirge und stieg endlich durch ein Seitental ab; dabei kam ich durch eine von Menschen verlassene Sommeralpe, die mit ihrer Ansammlung dicht gedrängter Holzhäuser wie ein Dorf aussah; sie machte mir von allen Orten, an die ich gekommen war, den merkwürdigsten Eindruck; und wenn ich später an meine Wanderung dachte, standen mir als erstes immer diese stummen verlassenen Häuser vor Augen, als wären sie das deutlichste Bild meiner Heimat, wahrer als die anderen wirklichen, belebten Orte.

Anderthalb Jahre später begann ich meine Geschichte zu schreiben, und fing sie zunächst genau so an ... Ich warf alles weg und wollte es schon aufgeben. Was ich nicht aufgeben wollte, war dieses Bild einer Frau, die hier einheimisch war, und das ich mir erfunden hatte; ich las eine ladinische Sage und fand in ihr einen Namen für sie. Ich sah dann auf der Landkarte nach dem Weg, den ich damals gegangen war. Aber ich verwechselte die Namen der Täler – ich war, wie ich später feststellte, durch das Val Udaj gegangen, glaubte aber, es wäre das Durontal gewesen, behielt jetzt diesen Namen, und spürte in seinem Klang etwas, das mich in Bewegung brachte mit meinen Vorstellungen von dort, so daß ich, wenn ich zurückschaue, denke: es war doch der richtige Name. Es gab dann etwas von Zufall oder Einfluß des Gegenstandes, den man in der Hand hat, und von dem man nicht weiß, wie er wirkt, und wie es zustande kommt. Der Gegenstand war ein herausgerissenes Blatt aus einem Notizbuch, es lag bei dem Packen hinterlassener Papiere und Manuskripte meines Vaters. Ich hatte daneben die Landkarte und suchte auf ihr noch nach anderen Namen und fand in der Nähe des Durontales den Namen einer Felsgruppe: Crepes de Lausa. Ich dachte mir die zwei Namen zusammen: Lausa und Duron, und schrieb sie auf dieses herausgerissene Blatt. Als ich es später umdrehte, sah ich, daß es aus einem Notizbuch meines Vaters war ...

Ich habe diesen Zettel noch heute. Er kam mir damals, mit diesen Wörtern »Lausa und Duron«, als ich sie hingeschrieben hatte, nicht wie etwas Besonderes vor, denn ich wußte in diesem Augenblick des Aufschreibens der Namen, als käme es von ihnen (und war davon angestrengt und nüchtern, und fing auch gleich an) wie ich diese Geschichte schreiben würde – und schrieb sie so: ich ließ alles, was ich selber erlebt hatte auf dieser Wanderung, und was ich mir dazu ausgedacht hatte von einer Begegnung mit dem Mann und der Frau, weg. Was von der Geschichte übrig blieb, war nun nur das nicht erlebte, erfundene Stück mit dem Bild des einheimischen Mädchens, das hier aufwuchs, als der Krieg hereinbrach; und hinzu kam das Dorf, das ich gesehen hatte, als sei es verödet. Aber es belebte sich mir nun mit allen Bildern und Namen, die in meinen Gedanken an dieses Land seit jeher gewesen

waren, so daß ich nun nicht nur dieses junge Mädchen hatte für meine Geschichte. Eine zweite Figur ist der Bruder dieses Mädchens, er gehört der trentinischen Irredenta an und kämpft auf der italienischen Seite. Eine dritte Figur ist ein österreichischer Offizier, der in dieses ladinische Tal kommt, durch das der Krieg geht.

So brachte ich die Geschichte damals zu Ende: mit Namen aus der Sage, die für andere aus der Wirklichkeit standen. Das war vor dreißig Jahren. Die Namen gingen in mir weiter. Das letzte Mal kam ich in meine Heimat vor nun bald mehr als zwei Jahren. Da kam ich vor die wirklichen Namen.

Es war im Sommer 1963, ich fuhr mit dem Auto und machte nirgendwo Halt. Nicht in dem Ort, aus dem mein Vater war und in dem meine Verwandten wohnten; nicht an dem Haus, in dem ich geboren war; ich wollte weiter, wollte an dem Abend noch hinter Trient kommen, da hatte ich nie Halt gemacht – und hatte mich um den Grund nie genau gefragt. Diesmal wurde ich durch Unfall gestoppt, kurz vor Trient. Wir kamen in ein kleines Hotel an der Piazza Mostra gegenüber dem Kastell Buonconsiglio, und ich ging am nächsten Tag hinüber und erfuhr von einer Tafel an der Pforte, daß in dem Hof dahinter Cesare Battisti erhenkt worden war. Ich las seinen Namen. Ich las dann in der Zeitung vom Tag zuvor den Namen eines Veters von mir, als verwickelt in einen Prozeß, der an diesem Tag geführt worden war, als Folge des alten politischen Streites deutsch-italienisch, hier in Trient. Ich las und sah noch mehr von diesen Dingen, die mich etwas angingen, und an denen ich vorbeifahren hatte wollen, nun aber gestoppt worden war und mich auseinandersetzen mußte mit ihnen. Es waren nicht nur Dinge von hier. Es war ein Prozeß in mir, und mit der Frau, die mit mir fuhr, und mit Erinnerungen und Namen von früher. Es war dreißig Jahre später, als ich ihnen so wieder begegnete und nun eine zweite Geschichte anfang: »Aufschreibung aus Trient«. Die erste Geschichte von damals hatte ich mir in ein Land der Sage gesetzt. Die Sage ist wirklich – so viel hatte ich erfahren. Die andere Hälfte der Wirklichkeit lernte ich jetzt erst kennen. Ich hatte in diesem Land, das meine Heimat war, nie gelebt, hatte es immer nur besucht – und nicht einmal bemerkt, daß es jedes Mal nur »Durchfahren« war. Bis zu diesem letzten Mal in Trient, wo die Bilder und Gestalten dieser Heimat alle versammelt waren, aber jetzt mit ihren wirklichen Namen, und mir zusahen, wie ich aufstehen mußte und sehen mußte, daß ich auch der Frau, die mit mir gefahren war, aufhelfe, und ob ich es fertig bringe, daß wir uns zusammen erheben, loskommen, weiterfahren. Und so bei diesem Aufenthalt, anders als ein Besucher, angehalten wurde zu leben: damit anzufangen hier an diesem Ort – das ist der Inhalt meiner zweiten Geschichte, zu der ich mir die erste vorerzählt habe, scheint mir, in den Bildern von damals.

## CHI FOVA PA I SALVÀNS?

Me criatures dla liejendes ladines?

Rujné te nosc tèmps, ulache l semea che dantaldut muèssa cumandé la mascins, i auti, la ndustria, i gròsc, la programazion, l marciadé, la pulitiga y l sport cel-l ora de vester da zacan, per no di mpue da ri ulèi cunté zeche, y chël mo tla rujneda ladina, de salvàns, de gànes y cherstànes.

Co posse-n pa mo se nfidé a cunté zeche sun spirc, che vivova n iède nteur i crèps Dolomic, tan mudèi, per no di mbastardei dal fabricoz de stredes, de purtoies dai schi, da albièrchs da mont, da furnadoies, da uni sort de lifc y da troies dut ntèur marchèi?

Dut chësc ie ntrauni (gschah) te chisc ultimi 70-80 ani. L ie mé plu restèi puèc luèsc te nosc crèps plu auc y scundui y iust nia sauri tei che ie sèn mo còche i fova ti da se nuzaiè per i njinies dl turism, vedli tèmps, nia ruinèi.

L progres dla techniga nes à purtà adalèrch uni sort de roba, plu puscibiltèies a fé na vita plu cumpligheda, plu scioldi, ma ènghe na vita dut ntèur da se senti plu nervèusc, suènz plu melcuntènc y mel segures.

La cultura de truèpesc ie mé sciche na tel stleta crosa, che cur n miol massa dèibl. Radio, televizion y zaites nes pòrta bèn uni di n grum de nuèveles y datràl ènghe nutizies ntressantes. Ma dal autra pert on-s dassèn dejmpara a cunté zeche de ntressant cun nosta sèula forzes dla parola y dla mimich.

Savon, suènz melamènter, cosses de raions, che ie dalonc da nèus dai milesc de kilometri, ma ne son suènz nia boni de ti cunté ai pitli mutons na blòta storia da zacan de nosc raions, che fova n iède tan richs de vedla credènzes, de liejendes (Sagen), de cuntedes y de ciaculedes.

Puèc cunèsc mo l drèt sentificat dla paròla salvan. Povester vel vedla persona o vel studià. Ma davia che unitant un scarjéa (versteht), che na vita mé fata de techniga, de ji inant y de fe gròsc ne possa nia ji, ie-l bèn mesun, che vel letèur, che sènt mo zeche dla antica poeja, ebe legrèzia a lièjer tlo chiche fova i salvàns.

Per fortuna à l gran poet y scrìtèur de liejendes dla Dolomites Karl Felix Wolff, che ova na oma fasciana, mo scrit su – bèn al ultimo mumènt – damandan ora i plu vedli y la vedles, che vivova ntlèuta te nosta valedes autes, mpue dut,

ciche èl fova bon de nrièscer sul plu veldi abtiansc dla Dolomites. El damandova, chi che savova tlèuta, ntèur l 1900 mo da ti cunté zeche, coche chèsta jènt da zacan vivova, de cie che i se trajova l viver, da ulache i fossa unic ca, co y ciuldi che i ie morc ora y nsci via.

Zeche sui vedli abitanc dal Ladinia à ènghe scrit te si libri l studèus y scrìtèur Hans Fink de Perseonon, y datràl poss-n mo lièjer zeche sun chësc tema sun vel calènder dla rujnedes ladines. Vel poet ladin, ma ènghe vel tudèsch y talian, lecorda mo datràl cianties di vedli rezi, velch dla plu vedla jènt che vivova te nosc raions. Salvàn ufessa di ti ultimi centeneies per Ladin na persona salvèra, mpue stravaganta, che vivova tl bòsch y tla ciavèrnes. A fe mpue da mat ti vèn-l sèn ènghe dit a chëi de Sëlva te Gherdèina salvans. Ma chësc ne à nia da n fé cun l vedl senificat de chèsta parola, che univa n iède adurveda te duc i raions ladins.

L semea che l inuèma ladin salvàn unisse dal Latin Silvanus. Chësc fova n die antich di bòsc y dla pastures, na divinità da na bona vèta, sciche l die Pan di Grèchs. Per i vedli Ladins fova i salvans la jènt plu da vedlamènter che vivova ti crèps auc y ti bòsc dla Dolomites. I salvans dèssa vester stac gran pert de pitla jènt, tei cèr stlec. Ma ntan i ultimi centeneies univl ènghe cuntà de salvans granc y ghèrc.

K. F. Wolff scrisc danter l auter te si liber, Liejendes dla Dolomites (Dolomiten Sagen) sui salvans (p. 37): «Salvàn uèl di per Ladin abitanc o jènt che abitea te ciavèrnes, te bujes, jènt dl bòsch, morchs (Zwerge).

Dan truepiscim tèm abitova i salvans te n bel rèni dalonc tl uriènt. Canche chësc rèni fluriva iust l plu y che l ova tan de abitanc sciche n gran bòsch à fueia, pona ie-l uni atacà da n popul fulestier, che fajova vièra. Chësc gran nemich à dejdrù dut l rèni cun fuech y cun la spada. Te gran cumbàc (Schlachten) à chèsta jènt mazà tan de salvans, che chëi che fova mo n vita, messova ala fin se n mucé da si ncèsa (Heimat).»

Fova pa chësc popul nemich i Hünesc (Hunnen)? Chisc fova jent dl Asia, che fova bele, dan Geju Christ, muèc dal uriènt dl vièrs dl Eropà, vivan cun l fe vièra, dejdrujan y ruban. I Hünesc dejdrujova

nchin sèura la Ungaria ca, pu nchin tla Frànzia paejes ntières cun l fuèch.

La spada fova per i Hünesc na èrma santa. La storia nsènia ènghe, che belau duc i populì, che ie migrei dal uriènt ca, o dal Nord ju dl vièrs dl Eropà zentrela y dla Talia, ie ades for unides ciacei da jlàtes (Stämme) de nomàdesc, che fajova l bel y burt tèm tla gran stepes dl Asia, jan a ciaval.

Chësc che ie tlo unì dit n cont di Hünesc ie la minonga dl autor de chësc scrit.

Ma jon inant cun chël che Wolff scrisc te si liejènda: «Sèn ie pona muèt l rè di salvàn cun l rest de si jènt, jan da un rèni ujìn al auter a petlé che i rièsc de chisc raions i dajèssa n crep, na mont o n palùch o zèna n tòch de tièra, ulache i salvans pudèssa de sèura.

Ma degun de chisc regènc (Fürsten) ne ulova nsavèi zeche de chësc. Dlonch ie i salvans unic rauscei ora y mo cuineì. Finalmènter à-i pona giapà albièrch te n paes scialdi dalonc da nèus. Ma ilò ies-i unic sfurzei a lauré tan dassèn, che truèpesc ie morc y autri se n muciova, danter chisc ènghe l rè di salvans.

N di à chësc rè urtà l fi dl rè dl Élpes. Chësc ova na gran mueia, ajache si fène jèuna, che fova unida adalèrch dala luna se n fova inò jita su, davia che la ne durova nia a ti cialé a chi crèps fosc dla Élpes da nlèuta. La giapova tan n gran ncrèsciadum do si ncèsa tan bela lineusa y majareda, che la manaciova de murì. Audian chèsta lamèntanzes à l rè di salvans metù dant si idea al uèm dejgrazià: che si jènt, i salvans fajèssa devente i crèps de n toch dl reiam (Reich) dla Élpes, drèt linèusc y arientei cun la lujònga (Bedingung) che i salvans pudèssa per for dé sèura te chèsta tièra, ti raions plu auc y plu scundui. Te na nuèt de luna colma à i pitli salvans filà i raies linèusc dla luna dut ntèur a n grum de crèps y l di dò fova chisc belau blanc.

A chèsta maniera à i salvans dat n quant nuèf ai Dolomic, che dant dassova vester scures. Sun chësc ti à pona l rè dla Élpes dat la rejon de dé sèura tla Dolomites y de viver ilò, finalmènter n pesc. Da chël tèm à i salvans vivù per truèp cènc ani ti raions plu salveresc di crèps, sun la pastures y ti bòsc. Cèses ne fajov-i degunes. l stajova mé te tei bujes o te ciavèrnes. Chësc à durà, nchin che la jènt, che vivova dant tla valedes basses, à scumencia a ji for plu alauta a cri minerali, or arjènt y fièr, a taìè lèns, a brujé bòsc per fe pastures nuèves y per fé mejes (Bauernhö-

fe). Nsci ie i salvàns unic spënc for plu insù su per tèmples plu scun- dudes.

I salvàns che fova for stac tan boni cun duc y ti ova suënz dat de bon cunsëies ai bacans (Bauern) lajù tla valedes, fova cul tèmp deventei raidëusc y ncòmprì, ajache i univa massa sciachei y desturbei dai au- tri. Nsci univ-l for plu rie nriëscer mo datrai n tel slavàn».

L ie rie di, pra chël puëch che sa- von sun l popul di salvans, ulache fina la storia y ulà che scumëncia la liejènda. Sambën na pert de chël, che univa cuntà zacan sui salvàns, fova pa bën mé nventà da- la fantasia dla jënt. Ma chësc che Wolff à cuntà sui salvans te si sto- ria «I crëps majaréi» (Die Bleichen Berge) sona sciche na «saga», y chèles à for zeche de vëira dovia. Coche Wolff ova scrit, abitova i salvàns dan truëp cënc ani te n bel rëni dalonc tl uriënt. Chel possa mé vester l Asia. Ilò ie-l n gran ruf, un di plu salveres dl mont, che à mo aldidancuei l inuëm Salween. Chësc gran ruf, n dut 3.200 km lonch, à si funtanes tla montes au- tes dl Tibet. Dl prim va l'eghes dl Salween daujin a chèles dl Mekong y dl Jangtsekiang, dòpro raida l gran ruf dl viërs dl Sud y ruva tres la Cina y la Brimania tl Ozean In- dian.

Sce n popul, che abitova zacan pra chësc ruf dal inuëm asiat Salween, essa tëut da chësc l inuëm slavan, y fossa pona ruveda, tres migra- zions nchin pra nëus, pona ne èssa nosc salvàns nia da nfe cun l die di bosc di romànesc Silvanus. A uni moda la storia (dò Wolff) y l inuëm di salvàns mostra dl viërs dl Asia. Sce penson ala gran migra- zions di Indoghermànesc dan n trèi mile ani, udon-s che gran pert di antenac dla popolazions dl Europa ie unides dal India tres l Kaschmir y i crëps dl Pamir ca. Chisc raions ne ie nia drè dalonc da chël, ulache passa ju l Salween.

De mesura fova i salvans pitli. Chël uël di, che chëla jënt che à scumëncià a cumandé nce sui ra- ions ulache se ova ncesà i salvans, fova majra jënt. Chisc sarà unic numinei dai salvans, giganç.

I salvàns vën dant te n valguna lie- jendes dla Ladìnia danter Gherdèi- na, Badia y Fascia. L tieca pensé ala stories dl rëni de Fànes y dl rè Laurin dl Ciadenàt. L pudëssa zënzauter vester, che chisc slavans tan enigmatighesc fova n pert rezi o mescedei cun chësta raza de jënt, che ie pona, dò y dò, unida romaniseda dai romanesc.

Chël che ti èssa dat n paz ai sal- vans y i èssa ala fin ciacei da si luesc tla Dolomites, fova bën, bele dan l an mile, tlapedes de Gher-



Engadiner Haus

mànesc. Danter chisc se à tlo da nëus dassën scanà i Baiuvàres, che fova unic adalërch dal Eropa zentre- la ca. I Baiuvares, jënt granda y stërschia dai ciavèi per l plu linëusc fova bacàns y se dajova cun lezi- tënza (Fleiß) da fé a meter su me- jes nuèves y a crie nuef luësc. Nsci, mpue cun la bones, mpue cun la ries à-i spënt sun na përt i vedli ladins y i salvàns. Semea che i re- toromànesc, i vedli ladins ne lau- rova nia drè la tiëra. I la cultivova puech. I se trajova plutòsc l viver cun zidlé bestiam cun teni biësces y cëures, cun l ji a ciacia y a cri mitei (Metalle) ti crëps. Penson merè ai pitli mandli de Unièja (Ve- nediger Mandln), che criva da ve- dlamënter òr te nosc crëps.

I salvans fova, dò la rata, acòrc y cunsciova truep sucrèc dla natu- ra. I se ntendova dl tèmp, dla levi- nes, di tieres, dla plantes de medej- ina, dla zizànies (Unkraut), de mi- neraì, de curèc, de mitei y nsci via. L vën ènghe cuntà che i salvans sa- vova da liëjer dan ora tl tèmp che à da uni y che i fova boni de fé vel profezia.

Hans Fink scrisc te si liber Ver- zaubertes Land (p. 188): «Plu giut che te autri luësc, abitova, ti gran bòsc y tla bùjes di crëps do San Ciascian ite, tla Val Badia, i Sal- vàns cun si fenàns, la Gànes. Chë- sta pitla persones fova ratedes per jënt, che ova gën i tieres, che ne ratova nia, canche i ti fajova lëures da paster a autri. Dal outra pert fo- va i salvans inò grëuvesc, che pur- tòva ènghe fertuna y bon viver. L salvan ova na bërba stravagança y da pëtes, èl benediva l bòsch y i tieres salvèresc. Ma èl diventova ènghe chël, che sprigulova jënt, canche i ti ruova massa daujin. La Gànes, la fenàns o la mutans di

salvans ova ènghe na natura dopla. Eiles vardòva (hüteten) y benediva la funtanes y l' eghes. Nia da se fé maruëia, che su per la Val dala Salièries, su per la Val dal'Ega y pra l lech de Crespèina stajova ma- rati zacan chësta gànes. La parola gàna ulëssa di «la biancia». Eiles ova dantaldut gën la biësces blan- ces y purtova for n guant, che fova fat cun peves (Felle) de na biëscia bela biancia. Canche, ti vedli tèmps, un che vivova caju tla valedes, ne savova nia plu cò ora, jiv-l a cri, ala maniëra còche n jissa a cri na mun- taniola, n salvan y se lasciava cun- siè da chësc.

Te l'ultima stories di salvans vën-l belau for mé rujnà de un n salvan sèul, che ie bele plutosc vedl. Chësc demustrëssa l murì ora de chësta raza de jënt.

Marx Sittich von Wolkenstein conta te si studi sul Tirol, che ntëur l'an 1500 fov-l mo datrai da spiè jënt salvera sun Mont de Sëuc. N i au- diva ènghe briè (brüllen) de nuët. Sota Bulàcia, n valgun cënt metri sëura Bula su, ie-l mo da udèi l Busc dl Salvàn. Ilo abitova, coche l ven cunta, dan trèi, cater cënt ani n salvan, n tel gran madòrtl (großer Mensch) dala bërba, scialdi grëuve, che fova n iède uni ju sul luech de Plan da Bula, a se sciaudé, ntan che i fajova pan.

Sën, do dut chël che on audì sui salvans, n pert i antenac di Ladins, foss-l mo da cuntè de outra criatu- res dla liejèndes ladines, mé per di dla Gànes, dla Cherstànes, di Bre- gostànes, dla stries, dla zechütes, dl Orco, dl Bào, dl Pavàro, dla Du- nàcia y dla Crodéres.

Ma cun chisc ulon-s nes dé ju n auter iède.

Edgar Moroder, Urtijej



## WER WAREN DIE SALVÀNS?

Nur Phantasie-  
gestalten  
der ladinischen  
Sagen?

Wenn man heute in den ladinischen Tälern die Leute fragt, ob sie noch etwas über die Salvàns, über die Gànes und die Cristànes wissen, dann merkt man meist, daß ihnen höchstens die Namen bekannt sind. Was sie bedeuten, wissen die meisten nicht mehr. Uralte mündliche Überlieferungen sterben im hektischen Leben unserer Zeit, finden kaum mehr Resonanz bei Tourismus- und Massenmedien-Hörigen. Die Kunst des Erzählens wird nur mehr von wenigen beherrscht und geschätzt.

Vor allem die Sagenforscher Karl Felix Wolff aus Bozen und Hans Fink aus Brixen konnten von der bergbäuerlichen Bevölkerung in unseren Tälern vieles erfahren und so in ihren Studien wertvolles altes Kulturgut erhalten.

In der Sage von den Bleichen Bergen vermittelt uns Wolff eine eindrucksvolle Beschreibung des uralten Volkes der Salvàns. So schreibt er u. a. (S. 37):

»Der kleine Mann war nämlich der König der Salvàns (Salwans). Seit unvordenklichen Zeiten bewohnten diese ein schönes Reich im fernen Osten. Als das Reich seine größte Blüte erreicht hatte und so viel Einwohner zählte wie eine große Waldung Blätter, da machte ein fremdes Kriegsvolk einen feindlichen Einfall, verwüstete alles mit Feuer und Schwert und tötete in langen Kämpfen so viele von den Salvàns, daß die Überlebenden endlich aus ihrem Heimatlande flüchten mußten. Nun zog der König mit dem Reste seines Volkes von einem Nachbarreich ins andere und bat, man möge ihm einen Berg oder einen Sumpf oder sonst irgend ein Stück Land überlassen, damit seine Leute sich darauf ansiedeln könnten. Aber kein Fürst wollte davon etwas hören, überall wurden die Salvàns mit Hohn hinausgewiesen. Schließlich gelangten die Salvàns bis an die Pforte des Alpenreiches. Die Gemahlin eines Prinzen, des Sohnes des Alpenkönigs, eine Tochter des Mondkönigs, war von unendlichem Heimweh nach ihren silberglänzen-

*Der Verfasser des vorangegangenen im ladinischen Idiom geschriebenen Artikels ist der Meinung, daß der aufmerksame Leser mit etwas Latein-, bzw. Italienisch-, Französisch- oder Spanischkenntnissen zumindest den Sinn verstehen könnte.*

*Das Ladinische in geschriebener Form ist leichter verständlich, als wenn es gesprochen oder gelesen wird. Die eigenartige Betonung der Wörter, die zahlreichen Diphthonge und die verschiedenen e- und o-Laute verwirren den Hörer. Beim geschriebenen Text entfällt dies. Um die Lesart zu erleichtern, hat der Autor die schwierigsten und am wenigsten bekannten ladinischen Wörter in Klammern ins Deutsche übersetzt und mehr Akzente angebracht, als dies nach heutiger ladinischer Rechtschreibung und Grammatik verlangt wird.*

*Das in den Grödner Tälern gesprochene Ladinische ist die älteste Kultursprache Südtirols; es ist ein herbes, geheimnisvoll-klingendes Idiom, das dem Lateinischen näher steht als die bekannten lateinischen Tochtersprachen.*

*Der Verfasser gibt nun eine deutsche Zusammenfassung über den vorangegangenen ladinischen Beitrag.*

den Mondbergen befallen. Niemand konnte der armen, todkranken darniederliegenden Prinzessin helfen. Da kamen die Salvàns (die Zwerge) ins Reich der Dolomiten, spannen in einer Vollmondnacht das Mondlicht in feine Silberfäden und überzogen damit die ganzen bis dahin dunklen Dolomitengipfel. Seither erglänzen die Dolomiten in bleichem, silberfahlem Lichte und das große Heimweh der Prinzessin war geheilt.«

Die Salvàns waren also nach Wolffs Erzählung, die sich wie eine uralte Saga anhört, einst ein eigenes großes Volk im fernen Osten. Damit kann wohl nur Asien gemeint sein. Die Zeitumstände sowie der Bericht über ein wildes Kriegsvolk, das mit Feuer und Schwert die Salvàns vernichtete, sprechen dafür, daß es sich um die Hunnen handeln könnte, die vor rund 250 v. Chr. bis 450 nach Chr. die Steppen von Ostasien bis nach Westeuropa beherrschten. Die Geschichte der Völkerwanderungen zeigt, daß die nach Mittel- und Südeuropa eindringenden germanischen Völker fast stets von Völkern, die aus Asien nach Westen drängten, getrieben wurden.

Einerseits ist man geneigt, den Namen Salvàn vom römischen Wald- und Berggott Silvanus abzuleiten. Andererseits bleibt aber zu bedenken, daß es in Asien einen 3.200 km langen Fluß gibt, der Salween, Salwin heißt. Er ist einer der wildesten der Welt und fließt von seinem Quellgebiet in Osttibet durch das südwestliche China über Birma in den Indischen Ozean. Es wäre möglich, daß es einst ein Volk gab, das längs diesem Fluß wohnte und vom Salween seinen eigenartigen Namen bekam. Das Ausgangsgebiet für die jahrtausendealten indogermanischen Völkerwanderungen lag jedenfalls nicht besonders weit vom Salween entfernt.

Die Salvàns hatten sich in unseren dazumal sehr entlegenen Hochgebirgstälern vor allem als Viehzüchter, Schaf- und Ziegenhirten, als Jäger, Sammler und als Erzschrüfer angesiedelt.

Denken wir hier an die Sagen, die sich um das Reich von Fànes, um den Monte Póre in Buchenstein und um den Rosengarten mit seinem König Laurin ranken.

Vieles spricht dafür, daß die Salvàns mit der Zeit aus ihrem friedlichen Siedlungsraum in den Dolomiten durch neu eindringende, vorwiegend germanische Völker, immer mehr in die unzugänglichsten Gegenden verdrängt wurden. Vor allem handelt es sich hier um den Stamm der Bajuwaren, die schon bald nach 600 durch das Pustertal nach Südtirol einwanderten. Die eher schmächtigen Salvàns sahen in den ackerbauenden, viehzuchtbetreibenden und Höfe gründenden Bajuwaren die reinsten Riesen.

Es ist also möglich, daß die Salvàns wenigstens zum Teil die Vorläufer der alten Räter, dann der Rätoromanen und so der Ladiner waren. Menschen von auffallend kleiner Gestalt findet man in den ladinischen Tälern auch heute noch. Haar- und Augenfarbe sind meist dunkelbraun bis schwarz.

Die Salvàns galten stets als sehr weise, als beachtliche Kenner der Naturgeheimnisse, als gute Ratgeber, aber auch als Weissager. In den etwas jüngeren Sagen tritt uns fast ausschließlich nur mehr jeweils ein einziger, meist schon greiser Salvàn entgegen. Dies könnte auf das Aussterben dieses Volksstammes hinweisen.

Ob die »echten« Salvàns noch etwas mit den »Wilden Leuten« (Wilde Leit) gemeinsam haben, von denen der Chronist Marx Sittich von Wolkenstein berichtet, ist wohl zweifelhaft.

Die weibliche Gestalt des Salvàn, seine Frau oder seine Töchter, waren die Gànes, die Beschützerinnen der hoch gelegenen (Wasser)quellen. Weitere ladinische Sagengestalten sind schließlich die Cristànes, die Bregostànes, die striès (Hexen), die Zechütes, der Örcò, der Bào, der Pavàro, die Dunàcia und die Crodères.

Edgar Moroder, St. Ulrich





Der Begriff des »guten Schweizers« ist hierzu-lande weniger geläufig als der des »bon Français« und des »guten Deutschen« in unsern Nachbarländern. Es ließe sich darüber nachdenken, womit das zusammenhängt; mit den Wechselfällen der Geschichte und der Parteinahme für Kaiser oder Republik in Frankreich und Deutschland, oder andererseits mit der stillschweigend geltenden Überzeugung, daß jeder Schweizer ohnehin ein guter Schweizer ist oder, früher oder später, zu einem solchen wird, gleichgültig, ob er die staatlichen Institutionen billigt oder sie kritisiert und als höchst reformbedürftig hinstellt, wie es vor allem einige Schriftsteller in den letzten Jahrzehnten zu tun liebten?

»Es ist schön, als Schweizer geboren zu werden; und es ist auch schön, als Schweizer zu sterben. Aber was tut man dazwischen?« So spottete der bekannte österreichische Satiriker Roda-Roda über die vermeintlich ereignislose und leidenschaftsarme Existenz der Eidgenossen, während ja unsere Nachbarvölker »großen Schicksalen« entgegenstürmten, von denen sie sich erst heute allmählich erholen, nicht ohne uns um jenes »Dazwischen« zu beneiden.

Man könnte den Scherz Roda-Rodas auch auf die Bündner anwenden, wobei hier die Antwort auf der Zunge läge. Zwischen Geburt und Tod bleiben viele Bündner zu Hause (und wollen nicht wahrhaben, daß es ihnen gut geht); andere wandern ins Unterland ab und wieder periodisch (einzelne endgültig) zurück; alle aber bekennen sie sich, mehr oder weniger aktiv, als Liebende ihres Ursprungslandes, leiden an Heimweh, kehren zurück oder werden allmählich, in sachten Generationsschritten, zu Unterländern, zu Ausländern. Der Laut des alten Bündnergeschlechts schwebt dann nur noch wie ein Duft nach Arve, Geißkäse und Glühwein über dem Namensschild am Hauseingang oder über dem Eintrag im Telefonbuch.

Jeder, der weggezogen ist vom Heimattal, wegziehen mußte, wie der Schreibende (weil es damals keine Stellen gab für einen jungen Philologen, nicht einmal in Ftan, Zuoz oder Davos, geschweige denn in Chur), macht im Unterland seine Erfahrungen.

Im allgemeinen wird der Bündner in der »unteren Schweiz« – in den deutschsprachigen Kantonen wie im Welschland – gut aufgenommen. Man hört das »Bündnerdeutsch« (das freilich ein währschafter Walserdialekt aus »Tavaas«, Davos oder Safien, Churerdeutsch oder das weit-aus häufigere, mit romanischem Mund gesprochene St. Moritzer-Ilanzer- und Thusnerdeutsch sein dürfte), einigermaßen gern.

Dann aber muß sich der oft durch seine schon am neuen Wohnort ansässigen Mitbürger ermutigte und im neuen Milieu eingeführte Neuling bewähren: im Beruf, im Amt, in der Gesellschaft. Die Starthilfen werden zusehends abgebaut. Es genügt nicht, Bündner zu sein, man muß auch etwas können, etwas leisten, was sich mit der Leistung anderer vergleichen läßt. Ja, ich habe den Eindruck, daß man mit der Zeit den Zugütern besonders genau auf die Finger schaut und prüft, ob sie nicht etwa »leichtfertig vom

Gebirg« seien, wie ich's als Aspirant aus dem Munde eines Schaffhauser Obersten hörte.

Dazu kommen Schwierigkeiten der Anpassung an die Lebensweise (ein unvertrauter Speisezettel, neue Arbeits- und Schlafgewohnheiten), die Gewöhnung an den oft sauren Ernst der alemannischen Lebensauffassung (»wer am Morgen schon auf der Straße lacht, ist unsolid oder betrunken«), an das Wetter (es regnet prinzipiell) usw. Gewiß findet man auch hier gute Freunde, ja, Vertraute; manche von uns heiraten einen Abkömmling des erntegewohnten und emsigen Hügelvolkes und leben sich in die neuen Sitten ein, schneller vielleicht, als sie sich's wünschen.

Aber man kann dabei auch ein »guter Bündner« bleiben, wie es der Schreibende versucht, wobei er sich freilich manchmal als erraticus Block vorfindet. Und zwar, indem man die Sprache, in unserem Fall das Ladinische, in der Familie bewahrt und pflegt, soviel als möglich hinaufgeht, dort oben wohnt, wandert, in der Wirtschaft diskutiert, gelegentlich in der Gemeindeversammlung (ohne Besserwisserei) mitredet, die Zeitungen liest, Steuern zahlt, und wenn es geht, in Alt Fry Rätien Militärdienst leistet (wie es mir vergönnt war) und leidenschaftlich, aber diskret, opferbereit, aber im Urteil zurückhaltend an den Ereignissen teilnimmt, die die Gemüter der Daheimgebliebenen (die uns beneiden und die wir beneiden) bewegen. Eine subtile Gleichgewichtsübung ist das, die bisweilen fast an Artistik grenzt.

Erkennen sie aber im Dorf, in der Talschaft unseren guten Willen, unsere Treue, unser geübtes Interesse (das sich z. B. in ehrenamtlichen Aufgaben, in Diensten bekunden kann, die wir zugunsten Bündens hier unten besonders wirksam anbringen können), dann sind wir oben keine Fremden, wenn wir in den Ferien, bei einer Versammlung oder zum Wiederholungskurs erscheinen – denn fast jede Familie hat ja heute ihre Abgezogenen und weiß insgeheim, daß es nicht der »schnöde Erwerbstrieb« war, der den Bruder, den Cousin abwandern ließ, sondern daß komplexere Gründe mitwirkten, bis es dazu kam und daß der im Unterland, im Ausland lebende Bündner, hat er sich nicht von allem Rätischen losgesagt, dankbar ist für Gastfreundschaft und Gespräch.

Es sei schließlich darauf hingewiesen, wieviel Graubünden, vor allem Romanisch Bünden, den außerhalb des Kantons und des Landes ansässigen Bündnern verdankt, sei es in der Politik, in Gewerbe und Industrie oder in Sprachpflege und Kultur. Darum bleibt es zu wünschen, daß in einer Epoche großer demographischer Beweglichkeit bis hinein in die Familie (die freilich dadurch psychisch oft überbeansprucht wird) orstansässig Gebliedene und Abgewanderte einander Verständnis und Toleranz entgegenbringen und nicht schnellfertig jedes Festhalten am Wohnsitz als Sitzbleiben, oder jeden Wegzug als Verrat abstempeln. Worauf es ankommt ist, was jeder, ob im heimischen Tal oder vom Wohnsitz im Unterland aus, für das Wohl der Gemeinschaft anbietet.

ANDRI PEER  
WINTERTHUR

## Von der Schwierigkeit, ein guter Bündner zu sein

ERLEBNISSE UND  
BEOBACHTUNGEN  
EINES IN DAS  
UNTERLAND AB-  
GEWANDERTEN,  
ABER IMMER  
WIEDER ZURÜCK-  
WANDERNDEN  
ENGADINERS



Engadiner Haus

## Unsere Nachbarn

Das Beste wird uns meist geschenkt, wobei wir allerdings nicht vorher gefragt werden, wie wirs haben möchten. Ist einer befangen in seinen ganz bestimmten Vorstellungen und Erwartungen, so kann er allerdings etwas, das ein Glück sein könnte, auch als das größtmögliche Unheil sehen. Das Leben, die Zeit, unsere Eltern, unsere Nachbarn gehören, wie alles Unabänderliche an uns selber, auch zu diesen »Gegebenheiten«. Will man die Dinge nüchtern und trocken sehen, kann man die Gaben, die uns ohne unser Zutun zufallen, auch geringschätzen und von »Voraussetzungen« reden. Der Nachbar ist eine Voraussetzung. Er war vor uns da, er wird zur Kenntnis genommen. Zuerst ist es vielleicht der Banknachbar in der Schule, die Familie nebenan; der nebenstehende Bauernhof, wie das Wort eigentlich meint, existiert tatsächlich auch und kann ein Modell nachbarschaftlicher Beziehungen abgeben, später sind die Nachbarn vielleicht anderssprechende Menschen jenseits der Staatsgrenze.

Wo es Nachbarn gibt, ist eine Grenze nicht weit. Grenzen aber können Orte intensiveren Lebens sein: So ist bei allen Lebewesen das Außen, die Grenze zur andersartigen Umwelt ausdrucksvoll, individuell gestaltet und zugleich Ausdrucksträger – am Gesicht sieht jedermann unsern Ärger oder Zorn oder unsere Freude, nicht an den Muskeln oder Knochen – nur die Federn der Vögel sind bunt, nur die Schuppen der Fische glänzen, nur die Gehäuse der Schnecken und Muscheln sind farbenfroh, ein Pilz oder ein reifer Apfel halten sich auch daran.

Wirkliche Einsichten – die etwas bewirken – fallen uns zu an der Grenze zwischen Erinnern und Entdecken, zwischen Erkennen und Erleben. Jede Beziehung wächst und lebt im Grenzgebiet, dort, wo Fremdes und Eigenes aufeinander treffen, wo das Erwartete jederzeit umspringen kann in Neues. Die Grenze, die bei friedlichen Nachbarschaftsbeziehungen ein Ort intensiveren Lebens ist und als überschrittene Grenze die gute Beziehung der Partner voraussetzt und zeigt, wird bei streitenden Nachbarn meist zum Stein

des Anstoßes, sie ist dann nicht richtig und kann es nie werden – bezeichnenderweise.

Canetti sagt in seinen Aufzeichnungen (Die Provinz des Menschen): »Es läßt sich nur einsam sein, wenn man in einiger Entfernung Menschen hat, die auf einen warten. Absolute Einsamkeit gibt es nicht. Es gibt nur die grausame Einsamkeit gegen die Wartenden.«

Canetti zeigt hier nicht nur den Punkt auf, an dem vermeintliche Einsamkeit und Wartende aneinander grenzen, er weist auch darauf hin, daß menschliches Miteinander, das wir im weitesten Sinn als nachbarliches Bezogensein erleben, in feste Weltzusammenhänge eingefügt ist und zur Grundstruktur der Welt gehört. Tatsächlich leben auch die Dinge in schöner nachbarlicher Unbekümmertheit, immer grenzt eines ans andere, ohne hinreichenden Grund und ohne erkennbare Bedingungen, »nach den Gesetzen des Zufalls geordnet«, wie Hans Arp so schön formuliert hat. An jedem Steinchen auf der Straße könnte die rational-kausale Welt der Wissenschaft als ungeeignet zur Erklärung des Seienden überführt werden – mit dem Wissen um die gute Nachbarschaft unter Dingen und Menschen hingegen verstehen wir doch manchmal etwas – nicht wissenschaftlich, sondern in Geschichten und Bildern, die einfach genug sind, um den großen Sinn des Ganzen aufzuzeigen.

Der Nachbar ist ziemlich häufig in der Literatur – meist wird allerdings nur sehr flüchtig auf ihn verwiesen – es ist dies wie das Aufklingen der anderen Seite jenseits der Grenzen des eigenen Daseins.

Martin Buber weist darauf hin, daß sich die Einzigkeit des Menschen in seinem Leben mit den anderen bewähre. Noch etwas sagt Buber, das das nachbarliche Miteinander meint: »... In Wahrheit demütig aber ist, wer die andern wie sich fühlt und sich in den anderen. Hochmut heißt: sich gegen andere messen. Nicht, wer sich weiß, nur wer sich mit anderen vergleicht, ist der Hochmütige« und später: »Wer mißt und wägt, wird leer und unwirklich wie Maß und Gewicht« oder: »Das Einanderhelfen ist keine Aufgabe, sondern das Selbstverständliche und die Wirklichkeit, auf die das Zusammenleben ... gegründet ist.«

Wem fällt hier nicht der Nachbar ein, zu dem man als Kind geschickt wurde, um irgendetwas auszuleihen: ein Werkzeug, eine Leiter, Brot oder Zwiebeln oder was immer man brauchte. »Nachbarin, Euer Fläschchen«, sagt Gretchen im 'Faust' und Matthias Claudius spricht in seinem Abendlied vom kranken Nachbarn, der ruhig schlafen solle.

Das unmittelbar Vorgefundene und Gegebene des Nachbarn ist meist der Ort, an dem sich zeigt, ob einer in Frieden lebt mit sich und der Welt. Kann er mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit diesen nicht gesuchten, oft auch nicht manipulierbaren Nachbarn gelten lassen, so gelingt es meist, auch die übrige Welt, die man ebenso vorfindet, in friedlicher Weise zu bejahen. Gelingt der Friede mit dem Nachbarn nicht, so dürfte es äußerst schwerfallen, mit sich und der Welt zufrieden zu sein.



»Es kann der Beste nicht in Frieden wohnen, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt«, sagt bekanntlich Schiller.

Wie schwierig es anscheinend doch sein kann, die Menschen und Dinge und Umstände zu akzeptieren, wie sie sind, zeigt uns unter anderem die nimmersatte bürokratische Maschinerie, die kaum nachbarschaftlich agiert. Morgenstern beschreibt in: »Die Behörde«:

*Korf erhält vom Polizeibüro  
ein geharnischt Formular,  
wer er sei und wie und wo*

*Welchen Orts er bis anheute war  
welchen Stands und überhaupt  
wo geboren, Tag und Jahr.*

*Ob ihm überhaupt erlaubt,  
hier zu leben und zu welchem Zweck,  
wieviel Geld er hat und was er glaubt...*

Die Geschichte des Axtdiebes aus: »Das wahre Buch vom quellenden Ugrund«, die Richard Wilhelm aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt hat, ist aufschlußreich für nachbarliche Beziehungen. Es heißt da:

»Es war einmal ein Mann, der hatte seine Axt verloren. Er hatte seines Nachbarn Sohn in Verdacht und beobachtete ihn. Die Art, wie er ging, war ganz die eines Axtdiebes, die Art, wie er redete, war ganz die eines Axtdiebes, aus allen seinen Bewegungen und aus seinem ganzen Wesen sprach deutlich der Axtdieb. Zufällig grub jener einen Graben um und fand seine Axt. Am anderen Tag sah er den Nachbarnssohn wieder. Alle seine Bewegungen und sein ganzes Wesen hatten nichts mehr von einem Axtdieb an sich.« Wie leicht bietet sich der Nachbar als Projektionsträger an, wie naheliegend ist es, ihn zu verdächtigen, je weniger man ihn kennt, umso besser kann man »beobachten« und allerlei vermuten.

Die Geschichte geht aber weiter: durch Zufall wird die falsche Verdächtigung korrigiert: der Mann sieht nun den Nachbarnssohn anders.

Es ist damit die Voraussetzung geschaffen, für das seltene Glück, jemand so zu sehen, wie er ist. Das »Erblicken« und »Erblicktwerden« wandelt die Umstände. Wie erlösend und wie schwierig ist oft dieses Erblicken. Es ist ein rechtes Aha-Erlebnis, das eine ganze Menge von bisherigen Sicherheiten über den Haufen wirft.

Etwas erblicken heißt meist, sich dann auf den Weg machen und es suchen. Alle Sehnsucht, jedes wirkliche Interesse, auch jede echte Zuneigung setzen dieses »Erkennen« oder »Sehen« oder »Erblicken« voraus. Der Nachbar ist die Stelle, an der die an sich fremde Welt uns nahe kommt. Wird diese Stelle in ihrem Anderssein, in ihrem je eigenen Dasein richtig gesehen, so ist dies eine Voraussetzung für ein friedliches in der Welt sein überhaupt. »Es ist wie es ist«, meint oft kein resigniertes Seufzen, sondern diese Einsicht in komplexeste Zusammenhänge des Realen, die unsere kühnsten Vorstellungen immer übersteigen. Es meint auch eine Distanz zum eigenen Beteiligtsein, ein sich nicht einmischen

wollen, ein Annehmen der Umstände, die unabhängig von uns und ohne unser Zutun da sind. »Versteck dich, sonst erfährst du gar nichts« und »Alle Verantwortung ist verborgen. Verborgen ist sie unzerstörbar«, sagt Canetti in: »Die Provinz des Menschen«.

Hätte der Axtbesitzer seines Nachbarns Sohn laut beschuldigt, wie schwer wäre ihm dann die Einsicht gefallen, daß er kein Axtdieb sei. Alles laute, allzu sichere, absolut und unveränderlich Gemeinte ist der guten Nachbarschaft, die, wie alles Lebendige von dauernder Korrektur lebt (Veränderung könnte ein Synonym für Leben sein) sehr abträglich. So haben Schlachten und Siegesfeiern auf lange Zeit hin die gute Beziehung zwischen Nachbarn unmöglich gemacht oder sehr erschwert. Ein sehr gutes Beispiel dafür ist die Schlacht am Berg Isel, auch die Schlacht an der Calwa am Ausgang des Münstertales und jeder »heilige« Krieg um »gottgewollte« Grenzen, die dann nicht mehr verstanden werden als Ort der Begegnung, was eine große Arbeit an Verdrängen oder Schlechtmachen von dem, was hinter der Grenze ist, voraussetzt.

Wer allzu stolz ist auf seinen Kirchturm, für den ist die Welt sehr klein. Wer es nicht nötig hat, sich abzugrenzen, um sich zu verteidigen, oder zu bestätigen, oder zu rechtfertigen, oder zu entschuldigen, wer einfach da ist, der erfährt die nachbarliche Nähe auch noch zum Fernsten.

Laurens von der Post schildert in seinem Buch über die Kalahari-Expedition, wie er es aus Eile versäumte, einem unbekanntem, gedrückt aussehenden Fremden einen Drink anzubieten und wie er sich dann Vorwürfe machte, seinem momentanen Impuls nicht nachgegeben zu haben, da der Fremde in der darauffolgenden Nacht Selbstmord beging.

Es mag sein, daß es genügt, die Konvention des kleinen Vorteils aufzugeben, um so nachbarlich offen zu sein für alle lebenden Wesen, die uns die Welt gerade im je einmaligen So und Jetzt an die Seite stellt – ein guter Nachbar wird allerdings Distanz und Diskretion wahren und sich nicht einmischen – das Helfenwollen und Gutmeinen, schon gar der Hochmut dessen, der gute Ratschläge erteilt, sind gerade das Gegenteil der Haltung, die mit Offenheit gemeint ist.

Nur jemand, der kein moralisches Patentrezept, etwa »Nächstenliebe«, wie die christliche Tradition sie lehrte, zur Hand hat, kann ein Hörender oder gar ein Lauschender sein, wenn er angesprochen wird aus größeren Zusammenhängen heraus, die, weil jeder ein Mikrokosmos ist, auch immer zugleich seine Zusammenhänge sind. Die Dinge liegen offen vor uns – und doch enthalten sie ein Geheimnis, das uns selber meint und anspricht.

Wer im kleinen alltäglichen Hier und Jetzt gut nachbarlich, und das heißt brüderlich, reagieren will, der muß um größte Zusammenhänge wissen – etwa die, daß ans Leben der Tod grenzt, an den Himmel die Erde, an unsere Tatsächlichkeit unsere Möglichkeiten, an unsere Absichten unser Geschick.

Lisl Saltuari

Zur gemeinsamen Gottesdienstfeier finden sich religiöse Juden täglich zur Sabbat- oder zur Feier der übrigen Feste zusammen. Erforderlich ist dazu die Mindestzahl von zehn volljährigen männlichen Gemeindegliedern. Das Bethaus wird im allgemeinen Sprachgebrauch meist Synagoge genannt, die eigentlich aber auch ein Ort der Schulung ist. Wenn auch bildliche Darstellungen – vor allem von Verstorbenen – in der Synagoge nicht erlaubt sind, so gibt es doch reich geschmücktes Gerät: Schriftrollen der Thorä oder anderer heiliger Schriften, Kelche und das Shofar, das Horn, mit dessen Ton das 24-stündige Fasten und Beten am Jom Kippur – dem Versöhnungsfest – ausklingt, das gemeinsam mit dem zehnten Tage vorher stattfindenden Neujahrstag (im September) zu den Hauptfesten gehört. – Oben: Synagoge von Meran; folgende Seite: Gedenkstein in der Synagoge von Meran.



GERHARD F. BECKER-GELF - FEDERICO STEINHAUS

## DIE ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE IN MERAN

1

Etwas abseits vom oftmals allzu lebhaften Touristenbetrieb, aber doch unweit von der Kurpromenade steht in der Meraner Schillerstraße unter hohen alten Bäumen ein Haus, das an seiner nach Osten gerichteten Front durch eine Beschriftung auffällt, die nicht für jedermann gleich lesbar ist: Es handelt sich um die zehn Gebote, die Gott dem Moses auf dem Berg gegeben hat, um sein Volk zu leiten. Dieses Bethaus, das am 27. März 1901 feierlich seiner Bestimmung übergeben wurde, hing lange Jahre von der Vorarlberger Judengemeinde Hohenems ab.

Heute beherbergt Meran eine zahlenmäßig nur sehr unbedeutende Judenschaft. Das ist aber nicht immer so gewesen. Urkundliche Erwähnung findet erstmals 1310 ein Mayr, judaeus moneticus, der vom

Sohne des Gründers der Meraner Münze in sein Amt als Geldwechsler eingesetzt wurde; er gehörte zu den Florentiner Kaufleuten, die die Grafen von Tirol nach Bozen und Meran berufen hatten, um dort das Geschäftsleben in Schwung zu bringen. 1832 hatte Daniel Biedermann sein Bankgeschäft in Meran eröffnet. 1890 kam Karl Wertheim dazu. Viele Projekte, wie die Mori-Arcoriva-Bahn, die Überetschbahn, diejenige auf die Mendel, wie auch die Vinschgauer Trasse verdanken ihr Entstehen der Initiative und Finanzierung jüdischer Geschäftsleute, in diesem Fall der Familie Schwarz, die auch im Getreidehandel und im Brauereiwesen tätig waren, sowie auch die Bozner Baumwollspinnerei mitbegründeten. Neben diesen bedeutenden Wirtschaftlern gab es aber auch auf medizinischem (Dr. Hausmann) und kulturellen Gebiet äußerst tätige Juden, die der Me-

raner Gemeinde angehörten. Stiftungen, die auch allgemein Bedürftige miteinbezogen, runden das Bild ab.

In ihrer Blütezeit zählte die Meraner Israeliten-Gemeinde fast 1.000 Mitglieder, das war kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Heute erzählen nur mehr Mahnmale von ihnen und die Grabsteine auf den beiden Friedhöfen in Bozen und Meran. Nachdem 1956 auch das Sanatorium in der Schillerstraße (das heutige Hotel Bellatrix) geschlossen wurde, sind nur noch wenige Familien, vielfach alte Menschen, die über die ganze Region verstreut leben, übrig geblieben. Das Meraner Rabbinat ist vakant und das religiöse Leben leidet darunter, da oftmals nicht einmal mehr das »minian«, die zehn volljährigen Männer, zum Gottesdienst aufzutreiben sind.

Zur Lage der Südtiroler Judenschaft veröffentlichen wir anschließend einen Beitrag, den uns freundlicherweise der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde von Meran, Dr. Federico Steinhaus, zur Verfügung gestellt hat:

Es ist undankbar, eine organische Analyse der jüdischen Wesenheit in Südtirol zu führen, und dies aus zwei Gründen: in erster Linie, weil die jüdische Einsetzung in unserer Region in diesem Jahrhundert, der allgemeinen europäischen gegenüber, als relativ unbedeutend zu betrachten ist, und zweitens, weil auch die Vernichtung der jüdischen Gemeinde Südtirols nicht mehr als eine Episode der Vernichtung des europäischen Judentums darstellt, des Versuches, das jüdische Volk in seiner Ganzheit auszuradiieren.

Die jüdische Gemeinde Südtirols gehörte bis 1918 zur antiken und äußerst bedeutsamen Gemeinde von Hohenems, ist jedoch seither überwiegend als Einsetzung gekennzeichnet, die sich mit dem Merkmal ihres Hauptzentrums, der Kurstadt Meran, identifiziert. In dieser Hinsicht kann man zweifellos den individuellen und gemeinschaftlichen Beitrag der Meraner Juden, die Stadt als internationalen Kurort zu kennzeichnen und befähigen, als bedeutsam, wenn nicht sogar als entscheidend bezeichnen. Beweis dafür sind unter anderem auch zahlreiche Kurgäste, die heute noch zitiert werden, um diesen Ruhm Merans emporzuheben, wie Kafka und Freud, Weizmann und Smolenskin. Der Abschluß des Ersten Weltkrieges zeichnete unsere Region mit dem Merkmal einer radikalen Umwälzung, die man in der Trennung von einem Kaiserreich – welches eine eigene Weltanschauung und Art des Daseins darstellte – und der darauffolgenden Eingliederung in eine gänzlich verschiedene Welt – die nicht mit der verlassenen harmonisch war – erkennen kann.

Südtirol blieb jedoch eine Insel, die in jeder Hinsicht, dem Sein und Werden Italiens in diesen Nachkriegsjahren entrissen, ein eigenes Leben führte, sodaß die römische Regierung in den dunklen Jahren des Faschismus vergeblich versuchte, sie durch Anwendung barbarischer Macht zu unterwerfen. Und gerade in solch schwieriger Zeit erwies sich die Anwesenheit der Juden als bedeutsam für die Erhaltung der traditionellen Werte, die nunmehr als für die gesamte Südtiroler Bevölkerung lebenswichtig zu bezeichnen waren.

Das bürgerliche Wesen war noch dominierend in einer Durchgangszeit, in der man einerseits frenetisch das Leben genießen wollte und doch das Bedürfnis empfand, in den höheren Bedeutungen der Kunst und der Kultur die wahre Begründung des Lebens zu finden; und Meran konnte in jeder Hinsicht

diese so verschiedenen Arten des Strebens befriedigen.

Soweit es uns hier interessiert, genügt es zu erwähnen, daß der jüdische Mittelstand der deutschsprachigen Gebiete Europas und ganz besonders der ehemaligen Gebiete des habsburgischen Kaisertums von den überlebenden Symbolen der vergangenen Zeiten angezogen wurde, und die jüdischen Vertreter der Kultur, Künstler und Wissenschaftler, hier eine Oase des Friedens in einer wahnsinnig gewordenen Welt zu finden hofften. Beide Anteile eines Volkes, das erst vor kurzem vom Ghetto und von tausendjährigen Verfolgungen und Verboten (Verbot zu besitzen, Verbot zu tun, Verbot zu sein) befreit worden war, freuten sich, hier eine homogene, gastfreundliche, stabile, jüdische Gemeinde vorzufinden, deren einflußreichste Vertreter den Eifer, das Ansehen Merans als Kurstadt zu pflegen, als ihre Pflicht betrachteten.

Die Tragödie, die das jüdische Volk in den Jahren 1933 bis 1945 betroffen hat, blieb auch der hiesigen Gemeinde nicht erspart. Die gesetzlichen Maßnahmen des Faschismus der Jahre 1938-39, durch welche die Juden von jeder Anteilnahme an das, was man als normales Leben bezeichnen kann, ausgeschlossen wurden, kamen chronologisch nach den ersten Hetzereien und Verfolgungen der Nazis und traten in Kraft, nachdem Meran ein Fluchtort für Hunderte von Juden geworden war, die diesen frühzeitigen Anzeichen des Rassenwahns entkommen waren. Und wenige Jahre später, unmittelbar nach dem 8. September 1943, hatten die Meraner Juden die fragliche Ehre, als erste in Italien massenhaft deportiert zu werden.

Die jüdische Gemeinde Südtirols gehört zu den wenigen in Südeuropa, die als solche praktisch vernichtet wurden; denn was von dieser geblieben ist, stellt nicht viel mehr als ein formelles Dasein dar. Überall in Europa, und besonders in Italien, soweit es uns hier interessiert, haben die Juden ihre Gemeinden wieder erbaut, und die Wenigen, die dem Massenmord entkommen sind, haben den Weg zu einem neuen harmonischen Mitleben gefunden. Aber, wie es unvermeidlich war, ist doch etwas zwischen ihnen und den »Anderen« gebrochen. Dies stimmt ganz besonders bei uns, weil es nicht leicht ist, zu verzeihen (und es ja auch jedenfalls ungerecht wäre, zu vergessen).

Die heutigen Juden können nicht mehr den Juden der Vorkriegszeit

gleichem, sie können nicht mehr leben und denken wie ihre Großeltern und Eltern es taten. Was sich geändert hat, ist die Qualität des Lebens der europäischen Juden, jener Juden, deren Lebensweise die wahrhaftige Festung der Geistigkeit des Judentums darstellte und eine einmalige Erscheinung in der Weltgeschichte der Kultur darbot. Die Zerstörung dieser Kultur hat auch die Vernichtung der internen Front des Judentums verursacht, wofür die einzige positive Veränderung im jüdischen Dasein, die Gründung des Staates Israel, nur teilweise und ungenügend eine Vergütung bietet.

So wie vor 30 Jahren, gibt es auch heute noch ein Problem der jüdischen Identität, das Problem, eine nur anscheinend einfache Frage zu beantworten – wer Jude ist, was bedeutet es, Jude zu sein – zu der es jedoch keine genaue und für das ganze jüdische Volk gültige Antwort gibt, und der jeder Einzelne eine durch individuelle Anschauungen bedingte Antwort liefert.

Was sich aber in dieser Zeit grundsätzlich verändert hat, sind der Rahmen, die Markung dieser Frage, die Ausgangspunkte auf die man sich beziehen muß und die sich damals durch eine geschichtliche, soziale, kulturelle Gewissheit konsolidiert hatten, heute aber nicht mehr bestehen. Heute wäre es undenkbar für das jüdische Volk, das in der Diaspora lebt, ohne Israel bestehen zu können, genau wie es andererseits für Israel unmöglich wäre, ohne den Juden der Diaspora existieren zu können: Das jüdische Volk – ein einziges Volk von jeher – hat sich in zwei sich ergänzende Teile getrennt, wovon einer seine eigene Souveränität besitzt, der andere aber immer noch den antiken Ungewißheiten des Zustandes einer jeder Willkür ausgesetzten Minderheit unterworfen ist.

Die physische Zerstörung eines Großteiles des jüdischen Volkes, und zwar des antiken und bedeutsamsten, hat den Kern der mehrtausendjährigen Tradition einer nationalen Kultur stärkstens betroffen, jedoch nicht die geistige Kraft der Juden vertilgt. Heute erscheint der Antisemitismus schamhaft unter der Maske des Antizionismus oder verbirgt sein wahrhaftiges Wesen unter politischen, auch anscheinend ablenkenden Behauptungen; aber die moralische Kraft der Juden, durch deren Hilfe sie eine tausendjährige Geschichte von Qual, Verfolgung und Zerstreung überwunden haben, gestattet ihnen heutzutage wieder, zu einem neuen Leben zu erwachen.





## Die Juden und Seine k. u. k. Apostolische Majestät

Damals, als ihn die Zeit bereits nicht mehr mochte, vor dem großen Krieg und dem darauffolgenden Zusammenbruch Europas, irgendwo in Ruthenien, hatte der alte Kaiser noch einmal eines seiner Manöver abzunehmen. Und da Franz Joseph, wie Roth in seinem »Radetzky-marsch« schreibt, abhängig war von der Gnade Gottes und dem Glauben seiner Völker, und Vielheit und Toleranz das Fundament seines Reiches war, so geschah es, daß er völkische und religiöse Eigenheiten mit der Selbstverständlichkeit und Menschlichkeit anzunehmen pflegte, wie sie ein paar Jahrzehnte später nicht mehr denkbar war, als jener Schritt von der Nationalität zur Bestialität endlich folgerichtig stattgefunden hatte.

»Ihr habt nicht sehen wollen, daß diese Alpentrottel und die Sudetenböhmern, diese kretinischen Nibelungen unsere Nationalitäten so lange beleidigt und geschändet haben, bis sie anfangen, die Monarchie zu hassen und zu verraten. Nicht unsere Tschechen, nicht unsere Serben, nicht unsere Polen, nicht unsere Ruthenen haben verraten, sondern nur unsere Deutschen, das Staatsvolk.«

So Chojnicki, ein polnischer Adliger im Roman »Die Kapuzinergruft« desselben Roth, wo er über die Ursachen argumentiert, die zum Untergang der Monarchie geführt haben.

»Die Kapuzinergruft« schreibt Roth nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich 1938. Er schreibt es, der Jude ist, im Exil. Andere Männer und Mächte regieren nun die Geschicke der Menschheit, der Mann von Braunau, hervorgegangen aus jener Auserwähltheit des deutschen Staatsvolkes, wie Chojnicki sie meint, hat Begriffe wie völkische und religiöse Pluralität als die Grundlagen des Reiches aus seinem ideologischen und politischem Instrumentarium gestrichen. Toleranz ist zum Merkzeichen der Dummen und Schwachen geworden.

In Resignation und Trauer entwirft Joseph Roth in seinen Erzählungen Bilder aus der Vergangenheit, die erfüllt sind von Poesie und Schwermut, wie sie nur der empfinden kann, dessen Träume in diese Vergangenheit fallen, weil es das Prinzip Hoffnung für ihn nicht mehr gibt.

Ein solches Bild gestaltet Roth in dem Roman »Radetzky-marsch«, verfaßt 1932. Der alte Kaiser, irgendwo in Ruthenien, damals, als ihn die Zeit bereits nicht mehr wollte, besucht seines Landeskinder, seine Katholischen, seine Griechisch-Orthodoxen und, da er ihrer aller Nachbar war, seine Juden, am Morgen jenes Kaisermanövers, des letzten vor dem Zusammenbruch.

Norbert Florineth

»Er ließ den Wagen zurückfahren und ritt den Juden entgegen. Am Ausgang des Dorfes, wo die breite Landstraße anhub, die zu seinem Quartier und zugleich zum Kampfplatz führte, wallten sie ihm entgegen, eine finstere Wolke. Wie ein Feld voll seltsamer schwarzer Ähren im Wind neigte sich die Gemeinde der Juden vor dem Kaiser. Ihre gebeugten Rücken sah er vom Sattel aus. Dann ritt er näher und konnte die langen wehenden silberweißen, kohlschwarzen und feuerroten Bärte unterscheiden, die der sanfte Herbstwind bewegte, und die langen knöchernen Nasen, die auf der Erde etwas zu suchen schienen. Der Kaiser saß, im blauen Mantel, auf seinem Schimmel. Sein Backenbart schimmerte in der herbstlichen silbernen Sonne. Von den Feldern ringsum erhoben sich die weißen Schleier. Dem Kaiser entgegen wallte der Anführer, ein alter Mann im weißen schwarzgestreiften Gebetsmantel der Juden, mit wehendem Bart. Der Kaiser ritt im Schritt. Des alten Juden Füße wurden immer langsamer. Schließlich schien er auf einem Fleck stehenzubleiben und sich dennoch zu bewegen. Franz Joseph fröstelte es ein wenig. Er hielt plötzlich an, so, daß sein Schimmel bäumte. Er stieg ab. Sein Gefolge ebenfalls. Er ging. Seine blankgewischsten Stiefel bedeckten sich mit dem Staub der Landstraße und an den schmalen Rändern mit schwerem, grauem Kot. Der schwarze Haufen der Juden wogte ihm entgegen. Ihre Rücken hoben und senkten sich. Ihre kohlschwarzen, feuerroten und silberweißen Bärte wehten im sanften Wind. Drei Schritte vor dem Kaiser blieb der Alte stehen. Er trug eine große purpurne Thorarolle in den Armen, geziert von einer goldenen Krone, deren Glöckchen leise läuteten. Dann hob der Jude die Thorarolle dem Kaiser entgegen. Und sein wildbewachsener zahnloser Mund lallte in einer unverständlichen Sprache den Segen, den die Juden zu sprechen haben beim Anblick eines Kaisers. Franz Joseph neigte den Kopf. Über seine schwarze Mütze zog feiner silberner Altweibersommer, in den Lüften schrien die wilden Enten, ein Hahn schmetterte in einem fernen Gehöft. Sonst war es ganz still. Aus dem Haufen der Juden stieg ein dunkles Gemurmel empor. Noch tiefer beugten sich ihre Rücken. Wolkenlos, unendlich spannte sich der silberblaue Himmel über der Erde. »Gesegnet bist du!« sagte der Jude zum Kaiser. »Den Untergang der Welt wirst du nicht erleben!« – »Ich weiß es!« dachte Franz Joseph. Er gab dem Alten die Hand. Er wandte sich um. Er bestieg seinen Schimmel. Er trabte nach links über die harten Schollen der herbstlichen Felder, gefolgt von seiner Suite. Der Wind trug ihm die Worte zu, die Rittmeister Kaunitz zu seinem Freund an der Seite sprach: »Ich hab' keinen Ton von dem Juden verstanden!« Der Kaiser wandte sich im Sattel um und sagte: »Er hat auch nur zu mir gesprochen, lieber Kaunitz!« und ritt weiter.



*Ich komme mit Leuten, die einen  
Vogel haben, nie auf einen grünen  
Zweig.*

\*\*\*

*Der Mensch ist dem Menschen ein  
Wolf. Zu seiner Entschuldigung muß  
man sagen, daß der Mensch dem  
Menschen oft auch ein Schaf ist.*

\*\*\*

*Eigentlich ist es gut, wenn der  
Mensch dem Menschen ein Wolf ist.  
Da brauche ich mir keine Gedanken  
zu machen, wenn auch ich dem  
Menschen ein Wolf bin.*

\*\*\*

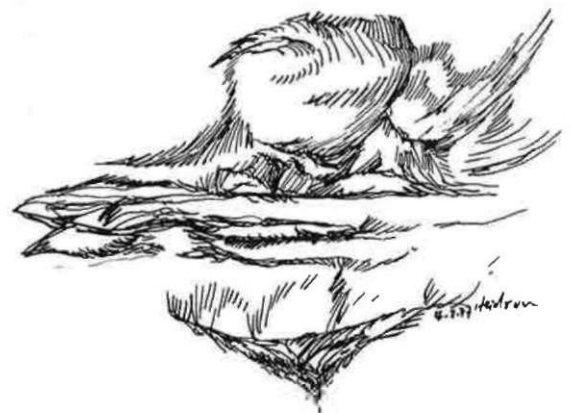
*Eine treue Kuh gibt dem Bauern  
nicht nur Milch, sondern schließlich  
auch Fleisch.*

\*\*\*

*Die Überkuh ist tot, aber die Milch-  
straße lebt.*

EPIGRAMME IN PROSA  
VON ANDRÉ CHADEMONY, PARIS

ZEICHNUNGEN  
VON HEIDRUN OBEREGGER, BOZEN





Glauben muß jeder, an ihn oder dran.

\*\*\*

Jedes Wesen hat seinen Platz in dieser Welt im Rachen eines andern.

\*\*\*

Die Gesellschaft gibt ihren Dichtern nicht zu essen, da sie ja ohnehin unsterblich sind.

\*\*\*

Mein Kampf mit dem Medusenhaupt – entweder gewinnt es in der ersten Runde und ich werde zu Stein, oder ich gewinne in der zweiten Runde und sehe nur noch seine Locken.

\*\*\*

Seiner steifen Haare wegen weint Narziss eine Quelle voll. Da kommt der Zephir auf leisen Sohlen und bläst ihm Dauerwellen in sein Spiegelbild.

Unter den Freunden Borgias ist der Schwertschlucker nicht gern gesehen. Er hat die unangenehme Gewohnheit, wenn ihm etwas auf dem Magen liegt, es gleich aufzuspießen und an die Luft zu führen.

\*\*\*

Hätten meine Eltern mich einen Tag später gezeugt, so hätte ich mir vielleicht nur wie ein Bruder geglichen.

\*\*\*

Der Weizen schüttelt bedenklich den Kopf, wenn er die wurzellosen Rehe im Wald verschwinden sieht.

\*\*\*

Der Kapitän fühlt sich nicht sicher auf dem Wasser. Er bohrt ein Loch ins Schiff – jetzt sitzt er fest im Schlamm.

Schon zwei Stunden putze ich das Fenster und es ist noch immer schwarz. Aber plötzlich geht die Sonne auf.

\*\*\*

Ich will einmal sehen, wer zuerst aufhört, ich auf den Gong zu schlagen, oder der Raum, den Schall zu verschlucken.

\*\*\*

»Ich blühe!«, rief die Blume zum brennenden Dornbusch. Da nahm er eine Flammenschlinge und fing sie damit ein. Noch einmal blühte das Feuer auf.

\*\*\*

Ich komme mit Leuten, die keinen Vogel haben, nie auf einen grünen Zweig.





## WER NICHT BRÜLLT, GEHT LEER AUS

Mein Bruder liegt nun seit mehr als einer Woche schon in der Klinik, jeden Tag bringe ich ihm Zeitungen, Illustrierte und was er sonst noch braucht. Karlheinz sagt, ans Kranksein gewöhne sich einer nicht leicht. Was man aber sonst so erlebe in einer Klinik, da werde man rasch abgestumpft, schon nach ein paar Tagen. Die im Rollstuhl und die an Krücken, die aschgrauen Gestalten im Gang und alle, die unauffällig unterm Leintuch ins Badezimmer gerollt werden, die übersehe man einfach. Und wenn einer schreie in einem Saal, so höre sich das an, als mache man da was mit einem in einem Film am Fernseher. Nur bei den alten Frauen, die auf den Bänken im Aufenthaltsraum sitzen und mit den Händen zittern, die einem so lange nachschauen, man spüre die Blicke im Rücken, da überlaufe ihn manchmal eine Gänsehaut. Ja, auch bei dem da im Bett nebenan. Der Alte habe schon hier gelegen vor allen andern im Krankenzimmer, ein Schwerkranker. Magenoperation, Nierenversagen, dem fehle überall was, auch im Kehlkopf, könne kaum mehr flüstern. Starre stur ins Leere an der Zimmerdecke. Immerzu bewege er die Lippen, wenn man ihn zufällig anschau. Sein ganzes Leben sei der Alte Knecht gewesen. Werde nicht mehr lange gehen, mah wisse überhaupt nicht, was einen so Kranken noch am Leben erhalte.

All das hat mir Karlheinz berichtet, als sie den Alten einmal zum Röntgen weggerollt hatten. Mir ist dann aufgefallen: keiner scheint sich sonderlich Sorge um den alten Knecht zu machen. Die Schwester geht rasch ans Bett des Alten, steckt ihm das Thermometer in den Mund oder stülpt die Maske des Beatmungsgerätes auf sein Gesicht, nimmt das ausgemergelte Handgelenk zwischen die Finger, zählt den Puls und öffnet die Klammer am Plastikrohr unter dem Beutel, der am Galgen über seinem Kopf hängt und von dem eine glasklare Flüssigkeit in den dünnen Arm niederträufelt. Unten am Bettgestell hängt ein anderer Plastikbeutel, halbvoll mit einer Flüssigkeit, die wie Motoröl aussieht. Mein Bruder sagt, dem Alten ginge das Leben von einem Beutel in den andern. Ein armer Kerl, wenn man's bedenkt. An sein Zuhause, an die niedrige Holzkammer im Estrich oder neben dem Heuboden, erinnert ihn nur noch sein Wecker, ein vierschrotiges altes Ungetüm mit zwei wie Ohren abstehenden Glockenschalen; er steht neben dem Zahnglas auf dem Nachttisch, läuft aber nicht. Den Wecker hätte man den Alten nicht mehr aufziehen lassen, weil er so laut getickt habe. Deswegen sei der Alte fürchterlich

erboht und danach tagelang trotzig und aufsässig gewesen. Jetzt sei er zu schwach, um den Wecker wieder aufzuziehen.

Der Alte atmet schwer, als kriegte er keine Luft. Sein Kopf liegt in der Mitte des Kissens, einige jodgetünchte Schürfstellen an der Stirne und über den Backenknochen hinweg. »So japst der immerzu, ich kann nachts nicht schlafen«, sagt mein Bruder zwischen den Zähnen, damit der Alte es nicht hören kann. Gestern nacht sei er aus dem Bett herausgefallen, dabei habe es ihm alle Leitungen weggerissen, auch den Katheter. Mein Bruder sagt, er hätte sofort geklingelt, aber es seien zehn oder mehr Minuten verstrichen, bis die Nachtschwester gekommen sei; er hätte nicht helfen können, wie auch. Heut' nacht werde es wohl schlimm werden mit dem Alten. Mein Bruder bittet mich deshalb, ich möge ihm Oropax besorgen.

Da es unweit der Klinik eine Apotheke gibt, will ich gleich hinlaufen. Wie ich am Bett des Alten vorbeigehe, schaut mich dieser an mit seinen wasserhellen Augen, sucht meinen Blick, so wie er die Blicke aller fangen möchte, die ins Krankenzimmer kommen oder an den Betten der Patienten sitzen. Wie Karlheinz gesagt hat, er bewege immer die Lippen, wenn man ihn anschau, bewegt der Alte auch jetzt die Lippen, ich denke, er sage auf seine Art »auf Wiedersehen«, vielleicht. Schon unter der Tür winke ich ihm zu, und da mutet es mich an, als breche der Alte völlig verzweifelt zusammen.

Auf dem Weg zur Apotheke will der alte Knecht mir nicht aus dem Sinn: einmal an einem Nachmittag saß ein Geistlicher am Bett des Alten und las aus der Bibel vor. Der Alte ging wie hypnotisiert am Mund des Seelsorgers, dabei tastete seine Hand immer wieder über die Bettdecke und darüber hinaus in die Leere zwischen dem Bettrand und dem Geistlichen, den er berühren wollte. Dieser saß aber zu weit weg. Unablässig bewegten sich die Lippen des Alten, als spräche er die Bibelworte nach. Der Trostspender sprach noch das »Vaterunser«, klappte das Buch zu, stand auf. Da versuchte der Alte sich aufzurichten, strengte sich wie irr an, etwas zu sagen, er streckte die Hand aus – diese nahm der Geistliche väterlich in seine beiden Hände, klopfte sie leicht und sagte, »jaja, ich komm bald wieder«. Erschöpft fiel der Alte ins Kissen zurück, drehte den Kopf zur Seite.

Verständlich, wenn einer so krank ist, sieht jeder hinweg. Ein Patient mag nicht, und ein Besucher kneift da richtig aus. Auch will sich keiner Gedanken machen über das Leben dieses unrasierten, zittrigen, graubleichen Gesichts auf dem Kissen, keiner mag sich vorstellen, wie der Alte gelebt hat. Ein Leben lang geschuftet, ausgenützt wie ein Leibeigener, von Hof zu Gehöft verstoßen vielleicht, weil er sich in eisigkalten Knechtekammern schon vor vierzig etwas auf der Lunge geholt hat oder einen krummen Rücken, Gicht in den Gelenken und Rheuma. Hat nur mit Tieren reden können und hin und wieder mit dem Bauern ein paar Worte übers Wetter, über eine Kuh, die krank lag. Wollte er sonst

was sagen, von seinen Schuljahren erzählen, von seinem ersten Meister, von seinem Vater oder von einer Kirchweih vor Jahren, da hörte ihm niemand oder nur mit halbem Ohr zu und sagte, »soso«. Und jetzt? Wenn er jetzt was sagen will, hört ihn keiner. Jetzt ist er noch erbarmungswürdiger, ein allerärmster Teufel, dem nicht mehr zu helfen ist.

Tag X: Mein Bruder wird entlassen, hat aber, wie er sagt, noch Ameisen im Bauch. Wir wollen gerade durch die Drehtüre in der Halle ins Freie, da fragt Karlheinz: hast du meinen Rasierapparat eingepackt? Den hat er im Schrankfach hinter eine Leiste gestellt, damit er nicht hinunterfalle; ich hab ihn dort übersehen. Also muß ich nochmals hoch.

Der Alte liegt nun allein im Krankenzimmer. An seinem Bett herrscht nach wie vor das bedrückende »klinische« Chaos um einen Menschen auf letzter Station. Mir ist diese Stimmung unangenehm, und der Alte ist mir jetzt noch fremder als zuvor. Dabei verfolgen mich seine Augen unentwegt, sie bleiben auf mir, indem ich an den Schrank trete, den Rasierapparat finde, den Schrank schließe, auf die Tür zugehe.

Jetzt hebt der alte Knecht den Kopf, so gut es geht, aus dem Kissen, reckt die Hand, zittert, läßt sie auf die Decke zurückfallen, streckt sie wieder aus, seine Lippen, sein Kinn, seine Zunge, seine Augen, sein ganzes Gesicht spricht zu mir, ohne Worte, nur ein Krächzen. Ich sage: »Gute Besserung«, denke: du armer Hund! Ich kann nicht erwarten, die Tür hinter mir zuzuziehen.

Im Gang bleibe ich unwillkürlich stehen mit einem wie angeworfenen schlechten Gewissen, einem Gefühl, etwas, das von mir verlangt wird, nicht zu tun. Dieses Gefühl ist mir bekannt: eine Begebenheit, die sich in meine Erinnerung eingebraunt hatte. Vor seinem Tode hat auch mein Vater in einem Krankenzimmer gelegen. An einem Nachmittag, für Stunden von Schmerzen und Angst befreit und in einer Stimmung, die an frohe Zeiten erinnerte, hat er zu mir gesagt: »Weißt, ich möcht wieder einmal ein Gläschen Weißen trinken«.

Am nächsten Tag habe ich in einer Tüte ein Fläschchen weißen Wein ins Krankenhaus mitgenommen, dumm wie ich war, aber den Arzt gefragt, ob Wein meinem Vater schaden könnte. Der Abteilungsarzt redete von Hausordnung, man sehe sowas nicht gern, auch müsse mein Vater dann nur wieder »hergeben«, er mache den Schwestern ohnehin schon genug zu schaffen; also besser nicht. Das Fläschchen habe ich nicht aus der Tüte genommen; mein Vater hat diese einmal, zweimal mit einem Blick gestreift, aber nichts gefragt. Heute noch bereu' ich es: Für zwei, drei Gläschen hätt's gereicht: ein Prosit wie einst zu Tisch, für immer wäre ich auch belohnt gewesen mit meines Vaters Schmatzen nach dem ersten Schluck, seinem zufriedenen Lachen, wenn der Tropfen gut war. Doch: seinen letzten Wunsch habe ich ihm nicht erfüllt. Jedemal, wenn ich daran denke, werde ich niedergeschlagen und wütend zugleich. Darum

steht das Fläschchen heut noch in einem Schrank. Mag der Wein Essig werden oder verdunsten, es soll mir eine Mahnung sein: will man nämlich das Rechte tun, das sogenannte Gute, oder was andere für gut halten, handelt man falsch.

So stehe ich im Gang, den Türgriff noch in der Hand, überlege mir: wollte der Alte wirklich etwas sagen? Gelüstet es ihn etwa auch nach – schon stehe ich im Zimmer neben seinem Bett, beuge mich nieder, ich weiß eigentlich gar nicht, warum, halte mein Ohr an seinen Mund, höre: ... »ich«. Er hustet mir ins Ohr, dann wieder, kaum hörbar: »... ich – möchte sehen«. Langsam, zwischen Atemstößen, kommen die Worte aus ihm heraus.

Und ich verstehe sie nicht.

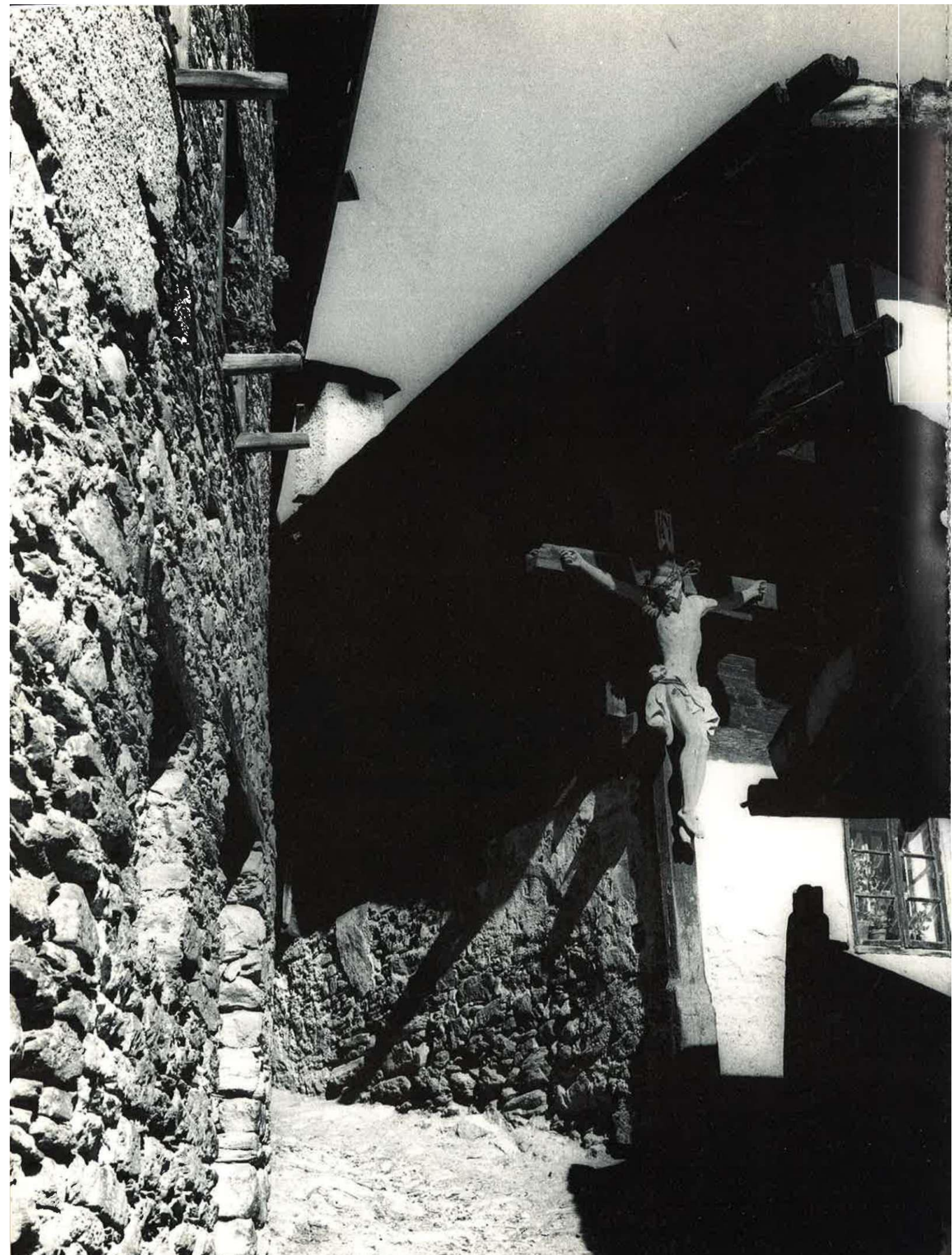
Sehen? Was will der Alte sehen? Ich schaue ihm in die Augen. Was will er denn nur sehen? Verlegen schüttle ich meinen Kopf, da streckt er die Hand aus, deutet aufs Fenster, eine Nachttischbreite von seinem Bett entfernt.

Jetzt fällt mir etwas auf, das ich bis dahin so nebenbei bemerkt hatte: die ganze Zeit über, da ich Karlheinz besucht habe, ist das Fenster neben dem Bett des Alten, ein schmales Fenster, das von der Brüstung auf Betthöhe zur Zimmerdecke stiegt, mit der Jalousie wie vermauert gewesen. Keinen Blick nach außen gibt es im Krankenzimmer, denn eingerahmt im großen, über die ganze Länge einer Zimmerwand sich ausbreitenden Panoramafenster steht auch nur wieder eine Wand, die riesige Fassade des anderen Gebäudeflügels des Krankenhauses, geometrisch starr mit Fensterreihen, Stützen, Brüstungen. Nun frage ich mich: hat der Alte tatsächlich tagelang, wochenlang verzweifelt versucht, irgendeinem, jedem, der hereinkam oder hinausging, zu sagen, er möchte einen freien Blick nach draußen haben den Himmel möchte er sehen, einen fliegenden Vogel, noch einmal, bevor...

Ich drehe die Kurbel. Die Lamellen der Lichtblende verstellen sich: das Gesicht des Alten wird heller und bleicher, seine Bartstoppeln scheinen wie Glas durchsichtig zu sein. Er legt den Kopf zur Seite, sieht wie die Jalousie rasch hochsteigt und der Himmel hereinkommt. In der Parkanlage vor dem Krankenhaus steht eine alte Stieleiche mit gewaltigem Astwerk, die höchsten Gabeln reichen weit übers Flachdach hinaus, und ein Ast kommt nahe ans Fenster heran, so nah, daß man die Blätter zählen könnte. Unten läuft eben ein Eichhörnchen über den Rasen, und der Wind legt den Wasserstrahl des Springbrunnens schief über den Wasserspiegel. Doch das kann der Alte vom Bett aus nicht sehen; er sieht nur den Himmel, das junge Grün der Baumkrone und dahinter die Ketten der Vor-alpen, auf denen die letzten Schneereste eines langen Winters liegen.

Ich spreche laut zum alten Knecht, sage, daß ich nun gehen müsse. Der Kranke schaut mich an, seine Lippen bewegen sich, ich weiß nicht, was er sagt. Wieder wendet er sein Gesicht dem Fenster zu. Ich habe das Gesicht noch nie so gesehen; es ist mir unmöglich, es zu beschreiben.







LUIS STEPHAN STECHER

## KARRNER- LIEDER

*Fa Kastlwäll pissaf Ruffrait  
doo honni iivroll maini Lait.  
Unti Terchr assn Ouwrlont  
sain di mäarigschtn mitinz frwont.*

*Aa di Laaningr drfourn in Krain  
miassn umman Egg frschwischtrt sain.  
Lai di Grattziacharlan in Fissn  
dia welln faninz it fiil mäa wissn.*

*Unti Ouwaschthandlrkutt in Schwoobm,  
dia miassmr goor in Schont begroobm.  
Sait fäart schunn hukknr dia Schaissr  
asswia di Schnäggn indi Haisr.*

\* \* \*

*Af Schtilz affan Ilz  
hukkt a posslte Graatsch,  
dia mochtr a Mettn,  
deis häarsch poll pis Taartsch.*

*Deis Fiich, soggr Gumpsr,  
hotr Gair gwellt houln,  
wer hatt suscht dein Graatschl  
in Schwoaf awäkgschtouln.*

*Gäa, Grischr, dai Gair  
isch ament woll drloun.  
Dia Graatsch isch lai zglaim  
iwr Liachtawärg gfloun.*

\* \* \*

*Unz Wättr isch winti  
umman Reschanr Sää,  
unti Wält ischa Haischtokk,  
wer rupft, deer hot mäa.*

*Ua Toal fadi Fintschr  
hot ollm wiani drupft,  
sui hotma holt zui  
zunnan Ziachwoogn gschupft.*

*Oowr sui sain aa Lait,  
unta Korrn isch kua Schont.  
Lai hoobm sui iaz an Grottn,  
unti ondrn Lait s Lont.*

*Wail di Wält ischa Haischtokk,  
wer rupft, deer hot mäa.  
Unz Wättr isch winti  
umman Reschanr Sää.*

\* \* \*

*Miar Korrn sain ioo aa lai Lait,  
it lezzr untit pessr,  
unz Wossr assn Punipoch  
isch aanit wolta nesser,  
assas Wossr assan waltschn Sää,  
lai huamalaz holt mäa.*

*Unt Korrn isch Korrn, isch ollm lai Korrn,  
it gräassr untit klianr,  
unta Schnäabl afdr Molzr Hoad  
isch aanit wolta schianr,  
asswia int Waltsch dr nuie Schnäa,  
lai huamalatr mäa.*

*Unt Noat isch Noat, isch ollm lai Noat,  
it foastr untit ermr,  
unt dr Ouwrwint int Waltsch drniid  
isch aanit wolta wermr,  
assdr Hoadrwint, deer tuat uam wäa,  
lai huamalatr mäa.*

Talatsch am  
Schlenderser Sonnenberg  
Foto:  
P. Robert Fingerle  
Obermais

# XAVER DUSCHEK

## GEDICHTE IN ZILLERTALER MUNDART

## A SCHEIBE – A LEBN

Schoiß iatz Schitze    schoiß auf doi Scheibe  
zwelf Kroase hotse    bleib ba dein Zill  
tüa di niit lalln a den Gschnall a den Döpl  
zwelf Kroase hot die Scheibe  
wea trifft dea weacht glöpt

wea falt dea weacht úgschriang  
uwisiang hoafßts do  
a de Kroase bleib drinne  
an Elfar an Zwelfa  
do triffisch' an Menschn  
hoschn gitröffn  
mittn as Heachz

obr dei Heachz  
schloggt rüig, Büa  
dei Blüat rinnt ringe

zwelf Ringe hot de Scheibe und do bleibsche dru  
einschnaufn dreischaun ódrückn güat  
do derpfsche nicht denkn  
siischt kinnasch' drnémzilln  
die Bixe schelch úhém  
und des wa dr wöll selbr zi bled

dü biischt ja a Lötr  
und do mogsche wöll stölz sei

und ibrhaupt – dü zillscht auf eppas Hölzeis  
und nid auf an Menschn  
do braugsche nicht denkn  
und iaz schoiß    jungr Schitze.

## DR LAPPE

Höckt auf an Stua,  
beitlt in Kööpf,  
trenzt óchn auf sei gflickta Pfoat,  
und die Leute gent fi und lachn.

Die Schüala deutn mitn Finger auf im und pantschtn  
wennse nicht andachis zun Häusln ham,  
und schneidn im Gfriesr:  
MAH! isch dos hetzig!  
Aft steatr wöll auf  
und niitl ia die Fauscht noch –  
MAH! und aft lachtse nö vill läuta.

Fiar im steat die Weld aufn Kööpf und a dia  
hent die Wölk'n ganz griane und die Brügge  
hod an Hüad auf und gead im entgegn.  
Ban an iadn Autö wos íocht, heptr die Hent' auf  
vu lautr an Wundang  
und bringt is Maul nimma züa.  
Voang Huntin hótr söfl an Angscht, dea Häuta.  
A dia, wenndr güad auf ischt, aft singtr und spillt  
auf sein Fözhöbl, den wos dr voa drei Jo schu vrlongt hót,  
Und die Fremtn gebn im fuffzg Grösch'n.  
Wenndache aufdrklaubt.

Die Diadlang, wenn meara banandr hent,  
aft hémts' in Kitl aufn und sógnt:  
»Hoi Lappe, geasche niit miit?«  
und aft springintse  
und heagschtse weidum gaggitzn.  
Und ea höcktse mea niedr und lacht  
und woaß niit wiasö.  
Und sein Schaatn vrtrüpfitz langsum an Gros.

Uamöl zmoangsch't, weacht dr Stua in druaschtnt lare sei  
und die Leute weangt sogn:  
Haune, istz ischt dr Lappe gstoam.  
Und stecknt die Hente an Sok.

## KAIN UND ABEL

Hea und hea  
durch alle Jo,  
a Raach und Gschroa,  
hamt alm uane gsoat  
es weacht amöl stilla.

Und auf und o,  
durch Kriag und wiedr Kriag,  
hamts' alm uane gwunsch'n,  
ass Abl entlach amöl gwingat.

An güatn Willn hots nia gfalt  
und Abl hát lange schu gwungin,  
wenn niit dr Kain  
is Drschlogn  
schu sö gigwánt wa...

XAVER DUSCHEK – geboren 1945, aufgewachsen in Gerlos/Zillertal unter zahlreichen Geschwistern, aber ohne Haustiere, was er heute durch eine Sammlung von ausgefallenen Stofftieren zu kompensieren sucht. Widerwillige Absolvierung der Handelsakademie in Innsbruck, danach Studium (Dolmetscher) in der nämlichen Landeshauptstadt. Zwischendurch zwei Jahre in England, dort politisch verseucht worden und nie wieder erholt. Hat auch schon Kinder mit sehr zweifelhaften Resultaten unterrichtet und war 1½ Jahre in Brüssel (zur Abschreckung). Arbeitet derzeit als Industrie-Übersetzer in Linz und befindet sich in un processo d'imborghesimento, trifft jedoch laufend Gegenmaßnahmen und gilt als leicht verrückt. - Hat auch Hochdeutsches geschrieben, veröffentlicht aber nur Mundartlyrik (regelmäßig im Rundfunk und im »Schmankerl«, Beiträge in den Anthologien »A Stübele voll Sonnenschein« und »Sagsd wasd magsd«; Übersetzungen für »Dialect«).

## SCHDEANTALER

a kind hams gfundtn,  
zehn johr oid,  
bis auf a hemd naggad.  
vadda und muadda san gschdorm,  
hods ausgsogd,  
s gwand hods vaschenkd  
und de goidschdiggl wo s hod,  
behaupt's  
san vom himme gfoin.  
a schwieriga foi,  
hams bei da bolizei gsogd  
und s kind  
in a anschoit brochd.

## ROTKAPPERL

d oma im oitasheim  
is eh guad vasorgd  
und aus wein und kuacha  
hodsase no nia vui gmachd.  
bleamen griagds von da schwesda.  
de zoin ma exdrig.  
da woif im woid  
kon wartn bis a schwarz wead:  
von uns griagda neamands.

## MO

wead aufzong,  
wead gwaadschd,  
valeand s woana,  
valeand s lacha,  
baud se a haus  
aus schdoana und hoffnung,  
ziagd a fremds kind auf  
des wo babba sogd und eahm moand damid,  
griagd graawe hoar,  
wead gfoiddad,  
daschriggd manchmoi im heabsd,  
wead säiwa vom wind broggd,  
liegd gäib und valorn da.  
a boor tränen, a boor seifza  
und dann ganz lang nix.

## SOIDADNLIAD

du griagsd dei gwand, du griagsd dei gwea,  
schiaßd scharf oi wocha ungefea:  
den kamerad aus pappmdeggl  
wenn's driffsd, ddes schdimmd, dea buadt koa  
breggl,  
dea schreid aa need und wead need hi – –  
meak da mei gsichd, morgn schiaßd auf mi.  
du kriagsd dei gäid, du hosd dei bier,  
as vaddaland moand s guad mid dia:  
soidad sei is a kindagschbui,  
zum leid-umbringa brauchz need vui,  
wea zeaschd schiaßd i ois zwoadda hi – –  
meak da mei gsichd, morgn schiaßd auf mi.  
du griagsd auf oamoi an befäi,  
etz reis de zsamm, wei etz gäds schnäi:  
des deutsche wesn is bedroht,  
wea se dageng schdäid is glei dod,  
am lastwong nauft, es gäd dahin – –  
meak da mei gsichd, gleich schiaßd auf mi.

## JOSEF WITTMANN, MÜNCHEN

## WEIBERDRESCHN

»gea, muater,  
laf zum Mareschallo von de Karabinäri,<sup>1)</sup>  
der Ander bringt suscht  
seine olte no um!«  
»ober, voter,  
der Mareschallo hot jo grood geschtern  
die seinige grian und blau gschlogn,  
weil er se mitn Ander derwuschen hot.«  
»wos, der Ander hot die  
olte vom Karabinäri gschnecklt?  
a set a bock, der Ander!  
und heit wixt er die Resl durch, jo jo . . . «  
»na, voter,  
des gsicht vom Mareschallo  
mecht i gsegn hobn geschtern!«  
»jo, muater,  
die Walschn<sup>2)</sup>  
sein holt a  
MENSCHIN.«

GERHARD KOFLER  
Reitgutweg 14  
A - 5026 Salzburg - Aigen

1) Mareschallo von de Karabinäri (ital: maresciallo, Carabinieri):  
Wachtmeister der Gendarmerie

2) Itallener



# IN DER HALSMARTER

Laß das letzte Haus allein, auch wenn es die Sägmühle ist; dring aber nicht bis zur Waldgrenze vor. Die Bäume stehen auch hier schon spärlich, ihre Grenze wird enger und enger gezogen.

Durch die Farnkräuter und quer über das Moos, weiter durch Holz und Gestrüpp, und immer unter dem Schutz der Bäume, Schattensammler und Rauschwindfänger, bis hin zur Schneise, die sich wie eine blutig gerissene Kerbe in das Unterholz gräbt.

Dort hat dich der Nad schon erspäht und läßt keinen Blick mehr von dir. Seine Augen sind matt und madig, und sein Rückgrat ins Joch gebeugt. Er geht mit den Kleidern zu Bett und hat niemand, der ihn der Stiefel entledigt hätte, dieser Klötze am Bein schwer wie Blei, keinen Stiefelknecht also, auch keinen aus Holz.

Da liegt er, die Wunden entzündet, sonst alles tot, den Schmerzen entfremdet, entwendet jedem Gefühl.

Woher holst du die Scheu, die Schwelle zu seiner Spclunke zu übertreten, aus welcher Brunntiefe die Angst vor den Schwärzen und seinem Narbengeflecht? Du stehst und starrst. Manchmal nähert der Tod sich auf Rufweite.

Der Himmel eine grobe Zeltplache, und die Berge eine steinerne Mauer. Der Nad tritt aus seiner Hütte, den Körper wundenbedeckt. Er ballt die Fäuste gegen die Senke ins Tal und schleudert seine Flüche wie einen Sturzregen hinab auf die Stadt.

Schau dich nicht um, es ist immer derselbe Anblick, der dich erwartet, ich kann ihn dir schildern, ohne hinunterstarren zu müssen in die rauchgraue Tiefe der Stadt.

Sie liegt da wie vor Jahren verlassen, geräumt von ihren Bewohnern und geplündert von Horden durchstreichender Tagodiebe, eine bewehrte Stadt, die längst wehrlos geworden gegen die Wunden der Zeit. Auch die Türme ducken sich trübselig hinter den Mauern nieder und geben sich längst geschlagen, nur manchmal noch sprechen sie sich mit zaghaftem Glockengeläut Mut zu über die Blechlandschaft der Dächer hin.

Aber ihr Ruf ist vergebens, mit einem Griff meiner Hand kann ich die Stadt einnehmen, sie hat auf meinem Handteller Platz. Was nützen da die Stiegen, die sich von Unterstadt zu Oberstadt winden, sie sind keine Fluchtstiegen mehr, was nützt da ein schartiger Turm, man prägt keinen Obolus mehr für die Kahnfahrt über den Fluß, der sich längst schon abwendet von dieser Stadt, was nützt schließlich eine gezirkelte Mauer um ihre Häuser, man sperrt damit nurmehr die Sonne aus, denn sie allein hinkt dort scheinbar noch

stets hinter der Zeit zurück, dieser Zifferblattzeit und Uhrwerkszeit, die stillsteht und doch alles gilt im schmalen Umkreis der Stadt.

Wer aber kehrt nun die Schatten unter den Schwellen hervor, wer versengt noch das Laub auf den Bäumen und die Reisighaufen vor den Toren am Abend? Wer zeigt schließlich der Stadt den Tod nun noch an, der sich einnistet in ihrem Gemäuer, wer lehnt sich noch auf gegen Ohnmacht und Preisgabe, die tödliche Ruhe, die alles beherrscht. Eingeschmolzen die Sterbeglocke, die Register im Feuereifer des Leichtsinns verbrannt. Die steingrauen Zellen zerfallen zu Schutt, unmerklich dringt die Kälte in alle Ritzen und breitet sich aus wie das leise Rieseln von Gas.

Nein, schau dich nicht um. Aber ich weiß, du hast dich längst umgedreht und haftest den Blick auf die Stadt in der Tiefe. Ich rate dir, sei auf der Hut, dort drüben, auf der anderen Seite des Tales, ist bereits einer zur Salzsäule erstarrt vor Zeiten, und es war ein Kaiser, wie man mir sagt.

Du bist hier heroben auf gleicher Höhe. Wie eine schnurgerade in den Tann gehauene Bahn läuft der Kahlschlag in direkter Falllinie hinunter zur Stadt; die Schnittlinie, Schlagschneise: Halsmarter. Hier liegt der Sieche auf seinem Lager, Tag um Tag und die Nächte hindurch, und sein Puls schlägt nur schwach noch unter den Wurzeln des Waldes. Er kann dem Geschehen nicht wehren, ohnmächtig läßt er alles über sich ergehen. Früher war er beschäftigt gewesen, im Sägewerk und in den Partien der Holzfäller hier in der Schneise; noch früher kam er aus der Stadt herauf, die er in einem Anfall von Verachtung und Klarsicht verlassen, noch ehe man ihn dort nicht mehr einließ wegen der aufbrechenden Wunden.

Er hatte nicht lange mithalten können im harten Schlaggang der Waldarbeiter; meist blieb er beim Aufschneiden der Rinden auf den Holzplätzen zurück. Seither fristet er hier sein Dasein, auf die Gunst der Leute im Sägewerk oder den umliegenden Hütten verwiesen, ein Vergessener schon, der selbst nicht vergißt: so steht er am Abhang, oft stundenlang, und kreist mit dumpfen Sinnen über der Stadt wie die Krähen und Dohlen, die mit schwerem Flügelschlag hinabgleiten vom Berg, wenn die Kälte kommt. Doch diesmal gibt es kein Entrinnen; verschüttet, vereist, verloren. Aller Widerstand ist erschöpft, niemand mehr setzt sich zur Wehr gegen die Macht im Anblick der Allmacht des Todes. Halsmarter auch dies: die Angst schnürt einem die Kehle zu. Schnee wird fallen, Schnee winterslang, und die Kälte wird langsam die Berge hinabkriechen und alles unter sich begraben. Der Schneestaub wird dem Nad in die Hütten dringen und alle Ritzen verriegeln; eingeschlossen in seine Kältekammer, versiegt ihm langsam der Atem. Ein Lawinenende, wird es dann heißen, aber der Tod, worin unterscheidet er sich noch von der großen Kälte?

Mach nicht den Fehler und warte zu lang. Schon kehrst du um und beginnst den Abstieg, über

die Matte aus Reisig und Moos und dann den Hohlweg hinunter zwischen den Schemen der Tannen. Dort hörst du auch plötzlich die Rufe der Holzfäller, das Kreischen der Säge, den hallenden Aufschlag der Äxte im gemarterten Holz der zu schlägernden Bäume. Einmal, im kurzen Vorüberblicken auf einem Stück ebenen Waldbodens, siehst du im schmalen Lichtstreifen zwischen den Zweigen und Sträuchern die Männer, mit ihren weit ausschwingenden Armen, dem breitbeinigen Stand, dem pendelnden Körper in der rhythmischen Wucht der Schläge. Sie stehen im Sprühregen der Späne aus den Kerben des frischgeschlägerten Holzes, in das ihre Äxte mit kreuzweise verschränkten Hieben niedergehen wie in verbissener Wut.

Man bricht das Geheimnis des Waldes auf, denkst du, verschlossen im Stamm liegen die Jahresringe, einer am andern, das Gedächtnis der Bäume, vielleicht die letzte Chronik von uns.

Du gehst schneller, aber das Krachen des fallenden Baumes holt dich noch ein, ein Geräusch wie das Bersten des Bodens unter deinen Füßen, langgezogen und schrill. Doch die Erschütterung des Aufschlages spürst du schon nicht mehr; nur ein dumpfes Dröhnen trägt den Laut weiter unter den schweren Ästen hin. Du gehst ohne umzuschauen bis zur Sohle des Talbodens. Dort erst blickst du zurück: der Wald steht reglos, ein schwarzer Schutzschild, warnend und voller Abwehr, als gäbe er seine Opfer nie preis.

Dumpf und kalt empfängt dich drunten die Stadt.

*Oliver vom Hove*

**BIOGRAPHISCHES:** Geboren 1949 als Sohn deutscher Eltern (Vater Textilchemiker) in England. Kindheit (1950-62) in Chur, Graubünden. Jugend in Tirol. Seit 1971 Studium der Germanistik und Anglistik in Innsbruck. Arbeit an Diss. 1975-76. Englandaufenthalt als Sprachassistent am Polytechnikum Hatfield, Herts. - Freier Mitarbeiter verschiedener Zeitungen (Tiroler Tageszeitung, PRÄSENT, Neue Vorarlberger, ORF, ständiger Mitarbeiter BBC (deutschsprachiges Programm).

## HANNES SEUFERT, GRAINAU

### MASCHKARA MUSIKANT (1975)

Stadle, ganz stadle schaug I bei de Ougn va mein Larvle ause, durch d'Löcha va deine Larv ei.

Deine Arm ziachn s'Argale zam un wieda ausanand.

Boillscht an Grind a wiene drahscht, daß s'Liacht va da seiln siebazg Watt Lampn aus deine Larvnlöcha Ougn macht, siech'! dascht d'Ougn zua hascht un a bissle für di seil spuillscht.

Griaß Di Maschkaramusikant, boillscht a Male warscht, dad'a Di um an Hoils nemma un a Bussale geijm.

### S'WIESMAHD UN DA SKILIFT (1971)

Zerscht ischt da Herrgott gweijst, na ischt da Mensch kemma.

Zerscht ischt d'Wüldnis gweijst, na ischt s'Wiesmahd kemma.

Zerscht ischt s'Wiesmahd gweijst, na ischt da Skillift kemma.

Jetzt ischt d'Wüldnis wieda do!

### GFANGANE (nach einer Erzählung eines Betroffenen 1945) Herbst 1976

Gfangane san ma gweijst, seil an Lengs an fünfavierzga Jahr. Du un I. An aran Darfle an etle fuchzg Kilometa va do. Daus an Oubaboarischn an Oart. Du hascht an Weggn Brout un an Rankchn Gseilchts gheijt, I hou a Messa gheijt, sischt nicht. Na hascht mi um s'Messa gfrog. I hou das gliehn.

Dei Viech un mei Viech, deine Koibla un meine Koibla, deine Öchslan un meine Öchslan san a deijs gleich Aiple gfohrn. Di Oiltn homs aikeihrn mian, weil mi it dahoam gweijst san. Deine Akcha san gria woarn, un mein Akcha san gria woarn. Va dein Doch isch s'Trupf van letschtn Schnea ganga, un va mein Doch isch s'Trupf van letschtn Schnea ganga. Bei di isch um s'Haus uma awa woarn, bei mi isch ums Haus uma awa woarn.

I hou s'Messa gheijt, Du s'lbaleijbn. Geijbn hascht ma krod wieda s'Messa, it amoil a Trümle Brout, a Gseilchts hatt I goor it braucht.

Van gleichn Darf, van gleichn Schlog, di gleichn Gfangana un deichat it da gleich Mensch.

I bi heijnt nou dei Gfangana, seil hascht mi gfocht, gawasch ou nou.

## Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast!

Schon während der Mann seine rechte Hand ausstreckte und ihre Brüste berührte, hatte die Frau wieder das Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben.

Als der Mann dann über ihr lag, fiel es ihr plötzlich ein: Die Herdplatte! Sie hatte vergessen, die Herdplatte auszuschalten! Und ein leerer Topf stand darauf!

Die Frau rüttelte an der Schulter des Mannes und sagte: »Du! Du, sei mir nicht böse, aber ich glaube, die Herdplatte ist noch eingeschaltet. Du! Hörst du nicht?«

Der Mann hielt inne und sah sie verblüfft an: »Herdplatte? Die Herdplatte? Die Herdplatte?? Du, du denkst an Herdplatten, während ich mit dir schlafe? Du denkst dabei an Herdplatten?« Er wälzte sich von ihr herunter und auf seine Seite hinüber. Die Frau sprang auf und lief in die Küche. Die Herdplatte war nicht eingeschaltet. Eine Zeitlang blieb die Frau in der Küche stehen und hatte Angst davor, ins Schlafzimmer zurückzukehren.

Als sie dann wieder hineinging, lag der Mann mit dem Gesicht zur Wand, die Decke fast über den Kopf gezogen.

»Es tut mir leid«, sagte die Frau. »Es tut mir wirklich leid. Entschuldige. Ich konnte einfach an nichts anderes denken. Ich war ganz sicher, daß die Platte noch eingeschaltet ist.«

Der Mann reagierte nicht. Sie kroch zu ihm hinüber und küßte ihn auf die Wange. »Komm. Bitte. Komm. Sei doch nicht so. Es tut mir wirklich leid. Glaub mir.« Sie fuhr mit der Hand unter die Decke und strich über die Hüfte des Mannes.

»Laß mich in Ruh!« sagte er. Und schob ihre Hand weg.

Die Frau legte sich nieder. Kurz bevor sie einschlief, merkte sie, daß der Mann begann, sich selbst zu befriedigen. Dann weinte er leise, wie ein Kind. Und zündete sich im Dunkeln eine Zigarette an.

Die Frau schämte sich, daß sie so wenig Mitleid verspürte. Der Mann erschien ihr als ein vollkommen fremdes Wesen.

Am Morgen wurde wie sonst auch kaum etwas gesprochen. Der Mann nahm die beiden Kinder mit dem Auto in die Schule mit und fuhr dann zu seinem Arbeitsplatz. Die Frau spülte ab und machte die Betten.

Währenddessen fühlte sie die Monatsblutung einsetzen und sofort bekam sie starke Schmerzen. Nachdem

sie einen Tampon eingeführt hatte, ging sie zur Haltestelle hinunter und wartete auf den Bus zum Supermarkt. Während der Fahrt nahm sie nicht Platz, sondern blieb stehen und trat nervös von einem Bein auf das andere.

Auf einmal fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, die Herdplatte abzuschalten und es kam ihr so vor, als hätte sie die Spülmittelflasche daraufgestellt. An der nächsten Haltestelle stieg die Frau aus und lief zurück.

Als sie atemlos die Wohnungstür aufschloß, glaubte sie, geschmolzenen Kunststoff zu riechen. Es war aber nichts.

Die Frau setzte sich erschöpft einen Moment hin, dann verließ sie wieder die Wohnung und fuhr mit dem nächsten Bus zum Supermarkt.

Unterwegs dachte sie an die Kinder. Sie dachte daran, wie schrecklich es wäre, wenn beide von einem Auto zu Tode gefahren würden. Die Frau hatte sich das schon öfter vorzustellen versucht. Aber es erschien ihr unvorstellbar. Manchmal versuchte sich die Frau auch vorzustellen, wie das wäre, wenn der Mann eines Abends nicht mehr nach Hause käme. Auch das erschien ihr unvorstellbar. Und doch sah sie abends oft nach der Uhr und bekam Herzklopfen dabei.

Als die Frau mit schweren Taschen vom Einkauf zurückgekehrt war, reinigte sie die Fußböden der Wohnung. Seit einiger Zeit ergriff sie ein starker Ekel vor dem Geruch der Haushaltsreinigungsmittel. Früher hatte sie diesen Geruch als angenehm empfunden, obwohl er es, objektiv betrachtet, sicher nicht war. Sie verband jedoch den scharfen Salmiakgeruch mit Sauberkeit und liebte ihn deswegen. Nun aber mußte sie manchmal die Luft anhalten und schnell ans offene Fenster gehen, weil das Würgen im Hals überhand nahm.

Nach dem Wohnungsputz bereitete die Frau das Essen für die Kinder zu. Der Mann konnte mittags nicht nach Hause kommen, weil der Weg von der Stadt heraus zu weit war.

Als die Kinder kamen, freute sich die Frau und küßte und umarmte sie mit ungewohnter Zärtlichkeit, sodaß die beiden sich erstaunt ansahen. Nachdem die Kinder gegessen hatten, fuhren sie mit dem Bus zu Freunden und die Frau fühlte sich sehr allein. Sie hatte starke Kopfschmerzen und auch Fieber und

wollte sich hinlegen, aber es gelang ihr nicht, die Augen zu schließen, so unruhig war sie. Und es hätte so viel zu tun gegeben. Strümpfe der Kinder wären zu flicken gewesen und ein Berg Wäsche zu bügeln. Untätig saß die Frau im Wohnzimmer, blätterte in Illustrierten, rauchte ununterbrochen und lief alle fünf Minuten in die Küche, um nachzusehen, ob die Herdplatten ausgeschaltet seien.

Manchmal schaute sie auch zum Fenster hinaus, auf die schönen, geradlinigen Grünflächen hinunter, mit den betonierten Gehwegen dazwischen. Kein Mensch war zu sehen. Ein gleichförmiges Hochhaus reihte sich an das andere. Weiter hinten, auf dem betonierten Kinderspielplatz, der von hohen Drahtgattern eingezäunt war, sah die Frau einige Kinder wie sinnlos herumlaufen. Es drang kein Laut bis hierher.

Die Frau überlegte, ob sie ihre Nachbarin aufsuchen sollte. Vor drei Monaten war dieses Haus bezogen worden und die Frau hatte sich schon ein paarmal mit der Absicht getragen, die Nachbarin aufzusuchen. Aber sie getraute sich nicht. Worüber hätte sie sprechen sollen? Wie hätte sie ihren Besuch rechtfertigen können? Man traf sich manchmal im Treppenhaus oder im Lift, grüßte sich auch freundlich, aber nie hatte die Frau den Mut aufgebracht, die Nachbarin in ein längeres Gespräch zu verwickeln.

Die Frau dachte nach. Dann nahm sie eine Tasse, trat auf den Gang hinaus und ging auf die gegenüberliegende Wohnung zu. Zögernd hob sie die Hand zur Klingeltaste, wollte sich schon wieder abwenden und drückte dann doch darauf.

Gleich erschien ein Auge im Schloch und die Tür wurde geöffnet. »Ja, bitte?« fragte die Nachbarin und lächelte.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung«, sagte die Frau. »Ich... Wenn Sie so gut sein möchten... Ich bräuchte... Können Sie mir...« Sie hob die Tasse hoch. »Ich habe nämlich keinen Zucker mehr.«

»Aber natürlich, ja!« sagte die Nachbarin. »Kommen Sie herein! Kommen Sie nur herein!«

Die Frau trat ein und fing gleich in einem regelrechten Wortschwall zu reden, zu erzählen an, was ihr gerade einfiel. Sie wurde von einer hektischen Fröhlichkeit ergriffen und der Nachbarin schien es ebenso zu ergehen. Beide redeten wild aufeinander los und faßten sich gegenseitig an die Schulter und klopfen sich auf die Handrücken.





Dixiel 93



Plötzlich aber durchfuhr die Frau ein furchtbarer Schreck und sie sagte: »Oh Gott, oh Gott, bei mir drüben steht ein Topf mit Milch auf der Herdplatte!« und verabschiedete sich schnell und eilte in ihre Wohnung zurück.

Die Herdplatte war nicht eingeschaltet und kein Topf mit Milch stand darauf. Es läutete an der Tür, die Frau öffnete und die Nachbarin hielt ihr die Tasse entgegen: »Ihr Zucker. Sie brauchen ja den Zucker.«

»Ach ja, der Zucker«, sagte die Frau. »Ja, dankeschön. Vielen Dank.« »Wollen Sie nicht mit mir Kaffee trinken?«, fragte die Nachbarin. »Ich habe auch Kuchen da.«

»Das ist lieb von Ihnen«, sagte die Frau. »Aber jetzt... im Moment... Ich meine, jetzt habe ich gerade... Ich muß nämlich bügeln. Ich muß endlich bügeln. Wissen Sie. Ich habe so eine Menge zu bügeln. Vielleicht morgen. Ja?«

»Gut«, meinte die Nachbarin, »machen wir's morgen. Morgen ist auch noch ein Tag. Wiedersehen!« Sie drückte der Frau die Hand. »Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen.« Als die Nachbarin gegangen war, setzte sich die Frau auf einen Stuhl in der Küche und legte den Kopf auf die kühle Tischplatte und streckte die Arme aus und weinte.

Dann läutete es wieder an der Tür. Es waren die Kinder. Die Frau sprach mit abgewandtem Gesicht zu ihnen, um zu verbergen, daß sie geweint hatte. Sie machte den Kindern eine Jause und schickte sie nachher in ihr Zimmer. Die Frau begann zu bügeln. Plötzlich lauschte sie angestrengt und weil sie nichts hörte, fing ihr Herz wieder stark zu klopfen an. Sie ging zum Kinderzimmer und sah vor sich die Kinder tot am Boden liegen. Mit einem Schrei öffnete sie die Tür und die Kinder schauten erstaunt von ihren Heften auf.

»Es ist nichts«, sagte die Frau. »Es ist nichts. Laßt euch nicht stören.« Und lief schnell zurück, in der Meinung, sie habe das Bügeleisen auf dem Leintuch stehen lassen und alles werde gleich zu brennen beginnen. Das Bügeleisen befand sich aber auf dem Raster und die Frau schluchzte und lief in die Küche und drehte hastig mit zitternden Fingern die Schalter des Herdes herum, immer wieder, immer wieder, bis sie alle auf Null standen, wie zuvor auch.

»Das Abendessen!«, sagte sie und ging aufgeregt in der Küche umher, während über ihr Gesicht Tränen rannen. »Das Abendessen.« Und holte Geschirr heraus und Töpfe und Pfannen und Lebensmittel und wuß-

te nicht, wohin damit, und warf alles zu Boden und begann hysterisch zu schreien und mit den Händen gegen die Wand zu schlagen.

Die Kinder kamen aus ihrem Zimmer und fragten, was denn los sei und blickten erstaunt auf die Scherben am Boden.

»Oh Gott!«, flüsterte die Frau. »Oh, mein Gott! Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!«

Die Kinder standen ratlos da und wußten nicht, was tun. Schließlich machten sie sich daran, die Scherben aufzuheben und die Lebensmittel einzusammeln, während die Frau ins Klo ging und sich dort einschloß.

Als die Kinder auferäumt hatten, rüttelten sie an der Klotür und fragten immer wieder, was denn los sei und riefen: »Komm doch heraus, Mama! Komm doch heraus!«

Die Kinder fingern zu weinen an und dann kam die Frau auch heraus und wahr sehr blaß und sagte: »Ist schon gut. Ist schon gut. Ist schon vorbei.« Und küßte die Kinder. »Erzählt bitte Papa nichts davon. Ja?« Die Kinder nickten ernst. »Gut. Ich muß jetzt das Abendessen machen. Papa kommt bald. Ihr könnt ja inzwischen fernsehen, wenn ihr wollt.«

Die Kinder setzten sich vor dem Fernsehapparat und die Frau bereitete das Abendessen zu. Der Schmerz im Kopf war fast unerträglich geworden. Sie nahm zwei Aspirin. Dann kam der Mann nach Hause. Er schaute in die Küche und sagte: »Grüß dich!« Und während er die bequeme Strickjacke und die Pantoffel anzog: »Gott, das war wieder ein Tag heute! Lang schaff' ich das nicht mehr! Ist das Abendessen noch nicht fertig? Zu Mittag war wieder einmal nur für eine Wurstsemmel Zeit. Und da soll man keine Magen-geschwüre bekommen!«

»Kommt gleich«, sagte die Frau. »Ist gleich fertig.«

Der Mann ging ins Wohnzimmer, begrüßte die Kinder und setzte sich zu ihnen. Während er in den Fernseher startete, rief er: »Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast! So als Hausfrau. Kein Chef, der dich hetzt, kein Streß, kein Konkurrenzkampf, nichts! Nichts!«

Die Frau gab keine Antwort und der Mann erwartete das auch nicht, denn eben begannen die Sportnachrichten. Dann brachte die Frau das Abendessen. Sie selbst aß nichts. Nach ein paar Bissen legte der Mann Messer und Gabel weg und schob den Teller von sich. Auch die Kinder hörten zu essen auf.

Der Mann sah die Frau an, die mit gesenktem Blick dasaß. »Was denkst

du dir eigentlich? Was? Glaubst du, du kannst mir so einen Fraß vorsetzen? Hörst du nichts? Ich rede mit dir!«

Die Frau schreckte auf: »Was? Wie? Was ist denn? Was hast du denn?« Das Gesicht des Mannes wurde rot vor Wut. »Ich habe gesagt, daß das hier ein Scheißfraß ist und daß ich mir sowas nicht vorsetzen lasse! Glaubst du, ich arbeite den ganzen Tag wie ein Vieh, damit ich mir dann so einen Fraß vorsetzen lassen muß?!«

»Ja, warum, was ist denn damit?«, fragte die Frau. »Was fehlt denn?« Und: »Oh, entschuldige bitte!« Und rannte in die Küche, weil sie glaubte, sie habe vergessen, die Herdplatte abzustellen.

Der Mann blies die Luft aus vollen Backen, schüttelte den Kopf und rief: »Los, bring uns was anderes! Wurst oder irgend sowas! Wird wohl was da sein. Oder trägst du das ganze Wirtschaftsgeld zum Friseur oder wie? Und ein Bier! Ein Bier möchte ich!«

Die Frau räumte das Essen weg und brachte Wurst, Käse und Brot, dem Mann ein Bier und den Kindern Limonade. Dann ging sie wieder in die Küche und blieb dort sitzen, bis der Mann und die Kinder mit dem Essen fertig waren.

Ein ziehender Schmerz kroch vom Rückenende zur Hüfte, krampfte ihre Bauchmuskeln zusammen. Schwankend stand sie auf, räumte das Geschirr weg, schickte die Kinder ins Bad und dann zu Bett. Der Mann verlangte noch ein Bier.

Nachdem die Frau abgespült hatte, stand sie eine Zeitlang in der Wohnzimmertür und beobachtete den Mann. Er spürte ihren Blick nicht. Hockte da, im Halbdunkel, breit und schwer, wie ein Ungeheuer.

Als die Zeittafel auf dem Fernsehschirm erschien und es einen Moment ganz still war, hörte sie überlaut das Bier durch seine Kehle rinnen. Die Frau ging zu den Kindern, küßte sie und wünschte ihnen eine gute Nacht.

Dann ließ sie ein Bad ein, zog sich aus und entfernte den Tampon. Am Waschbecken machte sie ihre Haare naß, holte den Fön aus dem Kasten, steckte ihn an und setzte sich in die Wanne. Sie schaltete den Fön ein und begann ihre Haare zu trocknen. Die Frau dachte an nichts. Nur etwas Trauer verspürte sie und ein wenig Sehnsucht. Langsam glitt der Fön aus ihrer Hand und tauchte ins Wasser. Der Mann glaubte zuerst, als er den Schrei hörte, dieser komme aus dem Fernsehapparat.

## UNSERE NACHBARN

Für uns Kinder war die Welt die Straße, in der das Haus stand, wo wir wohnten, die alte Gerbergasse in Bozen. Es war eine enge, alte Straße, die sich zwischen zwei Reihen alter Häuser schlängelte. Früher sollen hier viele kleine Gerbereien gestanden haben. Als wir Kinder waren, gab es nur mehr eine große Lederfabrik, die die vielen kleinen Werkstätten aufgefressen hatte. Vor einigen Jahren haben die Besitzer die Lederfabrik auch nicht mehr rentabel gefunden, haben die Arbeiter heimgeschickt und ihr Geld irgendwoanders besser investiert. Die alte Gerbergasse: sie war anders als alle anderen Straßen in der Stadt, sie war gepflastert mit kleinen runden Bachsteinen und in der Mitte hatte sie zwei parallele Schienen aus glatten Steinplatten, worüber die Fahrzeuge ohne Hopser fahren konnten. Heute überdeckt alles der gleichmäßige graue Asphalt.

Wir hatten einen Hof zum Spielen und es wurde dort sehr viel gespielt. Es war ein Hof zwischen Häusern, ganz ruhig und vergessen. Manchmal wurden wir überrascht von Menschen, von feinen »besseren« Leuten, die unseren Hausbesitzer besuchten, der in einer Villa wohnte, die über den Hof zu erreichen war. Ansonsten war unser ständiger Beobachter nur ein großer dunkelbrauner Christus aus Holz, der an der Wand unseres Hauses hing.

Der Hof war unsere kleine Welt, in dem wir unsere kostbarsten Schätze vergruben, die Straße war aber die große Welt, von der wir uns angezogen fühlten, dort spielte sich das Leben der Erwachsenen ab, Handwerker und Industrie boten ihre Produkte an, verschiedene Geschäfte versuchten die Passanten mit ihrer Ware anzulocken. Es gab einen Bäcker, eine Milchhalle, einen Obst- und Gemüsehändler, einen Uhrmacher, zwei Schuster, einen Alteisenhändler, einen Weinausschank, zwei Bars, drei billige Restaurants, eine mechanische Werkstätte, einen Fahr- und Motorradmechaniker, ein Baumaterialiengeschäft und die Lederfabrik, wo unser Vater auch arbeitete. Die Sirene der Lederfabrik sagte allen Menschen in der Umgebung, wann die Zeit zum Essen war.

Offiziell durften wir auf die Straße nur, um Brot oder Milch einzukaufen, aber insgeheim schlichen wir uns dorthin, sooft wir uns nicht beobach-

tet fühlten, wenn Mutter schwer mit der Arbeit beschäftigt war und weil unsere Familie sehr groß war, so war der Weg immer frei. Auf unsere Erkundungszüge in der nächsten Umgebung folgten immer weitere und breitere: bald war die ganze Straße kein Geheimnis mehr für uns. Wir kannten die Spielplätze der anderen Kinder, wir waren in verschiedene Keller hinuntergestiegen, in tiefe Keller, wo es feucht war und nach Klo roch, wir wußten, wem jede Katze und jeder Hund gehörte.

Nur ein Haus war uns ein Rätsel geblieben. Es stand ganz in der Nähe unseres Hauses. Die Fenster waren geschlossen und nicht wie die Fenster der anderen Häuser: sie waren undurchsichtig. Wir konnten das nicht begreifen. Unsere Mutter und auch andere Frauen in der Nachbarschaft waren sehr stolz auf ihre sauberen Fensterscheiben und sie putzten sie oft. In dem einen Haus hielt man aber anscheinend gar nichts auf saubere Fenster, obwohl sie die saubersten hätten haben können, weil so viele Frauen im Haus wohnten. Das war das einzige, was wir nach vielen Beobachtungen festgestellt hatten. Wir wußten, daß Frauen in dem Haus wohnten, weil manchmal ein Taxi ankam, aus dem eine oder mehrere Frauen ausstiegen und der Chauffeur half ihnen, die Koffer ins Haus zu tragen. Es waren immer sehr geschminkte Frauen. Eine andere Frau, immer dieselbe, stand an der Tür oder gleich hinter der Tür, wie wir es erfuhren, als wir versucht hatten, das Haus von innen zu betrachten. Diese eine Frau liebte Kinder nicht sehr, sie verjagte uns immer wenn wir vor dem Eingang standen. Wir sahen sie auch oft beim Einkaufen in der Milchhalle oder wenn sie aus der Bar kam mit einem Tablett voller Kaffeetassen, die sie in das uns verbotene Haus hineintrug. Ja, das hatten wir inzwischen auch feststellen können: die Tanten hatten viel Besuch, Männerbesuch vor allem. Manchmal, besonders abends vor neun Uhr, standen viele Besucher vor dem Eingang und warteten, daß die mit Eisen befestigte Tür aufging. Es versammelten sich oft so viele Menschen auf der Straße vor dem Eingang, daß der Durchgang kaum mehr möglich war. Oft wurde die wartende Menge unruhig, verlor die Nerven und dann hörte man die Schreie bis in unsere Wohnung. Alles umsonst! Das Haus hatte ganz strenge Sitten: es wurde nie vor der festgelegten Zeit aufgemacht und außer der Be-

suchszeit wurde niemand hineingelassen.

Wir wußten inzwischen ganz genau, wann die Tanten ihre Gäste empfangen und wir bewunderten ihre Pünktlichkeit und Unnachgiebigkeit. Wenn uns ein fremder Herr auf der Straße nach dem Haus fragte, zeigten wir es ihm, fügten dann trotzig hinzu, daß jetzt keine Besuchszeit wäre und wenn es der Ungläubige trotzdem versuchte, mußte er noch unsere spöttischen Blicke erleben, bevor er umkehrte.

Das Haus beschäftigte uns und erregte unsere Phantasie. Wir hätten gern mehr darüber gewußt, getrauten uns aber nicht offen, danach zu fragen. Schon gar nicht die Eltern. Wir hatten öfters gesehen, daß mehrere Herren, bevor sie in das Haus gingen oder wieder herauskamen, vorsichtig um sich schauten. Andere Male ging ein Liebespaar an dem Haus vorbei, sie schaute neugierig, er flüsterte ihr etwas ins Ohr und sie wurde rot im Gesicht. Ein Paar Male erwischten wir bekannte Leute, die ein- oder ausgingen, sie taten alle so verlegen... Das alles führte uns zur Überzeugung, daß in dem Haus etwas sei, was wir Kinder nicht wissen durften. Es war so etwas wie mit Kinder kriegen und Kinder machen. Wir hätten gern mehr darüber gewußt, aber weil so eine Verlegenheit in der Luft lag, und wir nicht gern die Eltern in Verlegenheit brachten, stellten wir keine Fragen. Bald verbanden wir das Haus mit allem Verbotenen, Schlechten. Wir wunderten uns, daß so viele Soldaten und Polizisten das Haus aufsuchten. Wie konnte die Polizei, die gegen das Verbotene ist, so offenkundig etwas Verbotenes tun? Fragen ohne Antwort. Als wir mehr über die Sünde belehrt wurden, verbanden wir automatisch das Haus mit der Sünde und alle die ein- und ausgingen waren Sünder. Sogar das Wasser von dem Brunnen vor dem Haus schmeckte nicht mehr! Die Tanten vom Haus brachten sogar meine bis dahin genaue Vorstellung von Gott und Sünde durcheinander: das passierte an einem Sonntag Vormittag, als ich einer Gruppe von ihnen vom Haus bis zum Platz vor dem Dom gefolgt war und sah, wie sie alle gemeinsam zur Messe gingen. Damals war noch keine Rede vom Kompromiß und die Kommunisten waren noch exkommuniziert.

Heute hat man aus dem Haus ein Garni gemacht und die Tanten stehen auf der Straße.





## BERTA R. LIEBERMANN

geboren am 16. März 1921 in Glas-  
hütten (Burgenland) als Försterskind  
ungarischer Abstammung.

In den Kriegswirren nach Deutsch-  
land verschlagen.

1956 nach dem Ungarnaufstand er-  
schien zugunsten der Flüchtlingshilfe  
der Gedichtband »Heimweh«.

Jahre hindurch ehrenamtliche Tätig-  
keit der Jugend- und Frauenarbeit.  
Eindrücke von ausgedehnten Reisen  
in asiatische und afrikanische Länder  
nehmen breiten Raum in ihrer litera-  
rischen Arbeit ein. Diese blieb je-  
doch 15 Jahre hindurch ein Schaffen  
in aller Stille.

Als Mitglied geisteswissenschaftlicher  
Vereinigungen schrieb sie für deren  
Publikationen Meditationsaphoris-  
men.

Sie lebt heute, mit einem Biologen  
verheiratet, in Kiefersfelden bei Kuf-  
stein.

### SCHWEBEN

*sei nicht  
nur  
Tag  
– sei nicht  
nur  
Nacht  
– sei  
die Wolke  
die  
beide  
verbindet*

### ZUKUNFT

*Am Windacker der Zeit  
haben sich die Krähen versammelt  
– sie tafeln dunkelgewandet  
die Saat der Frühe.  
Manchmal fällt ein Flügelschlagen  
in den erschrockenen Tag  
der rotgegürtet emporstieg.  
– Wehe uns, wenn wir aus dem  
Dunkel  
kamen – und in das Dunkel gehen,  
entlang dem Windacker  
wo keine Ernte sein wird.  
– Unsere Leiber werden bleiche  
Früchte tragen  
abgedeckt mit dem Spreutuch  
dem einzigen was uns als Erbe  
verblieb.*

### LEBENS LAUF

*Meine Mutter starb aus Kummer  
mein Vater durch Gewalt!  
– sing Erinnerung, – sing!  
Ihr Lächeln war die Erde,  
sein Lachen war wie Sand,  
– sing Vergänglichkeit – sing!  
Sie liebte Kerzenflammen,  
er liebte das Schwarz der Nacht.  
– sing Einsamkeit, – sing!  
Sie pflückte weiße Blumen,  
er suchte dunkles Sargholz!  
– sing Ewigkeit, – sing!*

### AUF BLANKEN SOHLEN

*– Vergesse nicht  
deine Schuhe auszuziehen  
wenn du den Tau  
der Frühe  
an Kreuzwegen  
suchst  
– mit blanken Sohlen  
sollst du  
den Atem der Erde  
fühlen  
– erahnen im Schoße  
das Wachstum der Gräser  
– die Härte ihrer Wurzel  
in deinem Fleische  
spüren  
– bist du Eins bist mit ihr  
– bis du Land bist  
– Wind bist  
ein einziger Schritt bist in ihr!*

Drei der Gedichte, sowie die kurze Biographie  
wurden dem Bändchen SPÄTLICHT, Salzburg  
1976, entnommen.



## EINE NEUE LITERATURBEWEGUNG GING VON TIROL AUS

Vor sechs Jahren wurde in Innsbruck als Protest- und Randveranstaltung zur 20. Österreichischen Jugendkulturwoche (die ganz der schon damals über 20 Jahre alten «Konkreten Poesie» gewidmet war), durch andersdenkende und kritische junge Autoren oder Literaturliebhaber eine neue Bewegung ins Leben gerufen, die sich »Spirituelle Poesie« nennt. Zuerst als Gegenbewegung gedacht (alle Literaturbewegungen der Geschichte waren Gegenbewegungen gegen überholte und verkrustete Anschauungen), hat sie bald einen großen Kreis von Autoren verschiedenen Alters in Deutschland, Österreich, der Schweiz, der CSSR und Spanien erfaßt, sodaß die Vielzahl der Anhänger nun zum Problem geworden ist, da ja die ursprünglichen Absichten nicht verwässert werden sollten.

Soeben erschien, schon nach wenigen Jahren ihres Bestehens, von dem bekannten österreichischen Literaturhistoriker Wilhelm Bortenschläger eine »Geschichte der Spirituellen Poesie« (Brennpunkte XIV, Darmstadt), in der ca. 90 Autoren besprochen werden. Auch der Philosoph Univ.-Prof. Dr. Karl Albert, Köln-Brühl, gestaltete ein Buch »Über Spirituelle Poesie« (Brennpunkte XIII, Darmstadt), in dem er vom ontologischen Metaphysikbegriff her philosophische Grundlagen zu dieser neuen Bewegung bietet. Große Zeitungen Deutschlands schrieben ebenfalls darüber (»Rheinischer Merkur«, »Die Welt« u.a.). In mehreren Seminaren und Tagungen wurden die Definitionen gefestigt. In der Reihe »Brennpunkte«, herausgegeben vom Verfasser dieses Artikels, waren die Bände VII (»Zur Spirituellen Poesie«, Essays und Lyrik), VIII (»Zu Problemen des modernen Dramas«, mit Beiträgen des Leiters des Dramaturgischen Institutes des Reinhardseminars in Wien, Univ.-Prof. Dr. Kurt Becsi, der das »Kosmische Theater« vertritt), IX (»Theoretische Grundlagen der Spirituellen Poesie«, Abhandlungen), X (»Analysen und Analekten zur Spirituellen Poesie«, Abhandlungen), XI (»Referate und Reflexionen zur modernen Literatur«), XII (Narciso Sanchez Morales, Madrid-Caceres, »Das weltoffene Spanien – spirituelles Denken und Dichten«, Essays) zumeist ebenfalls dieser neuen Bewegung gewidmet. Bedeutende Autoren sind darin in großer Zahl vertreten, sodaß diese Bücher zu Standardwerken wurden. Was heißt und was will »Spirituelle Poesie«? Der Name sagt, daß die gesprochene und die geschriebene Sprache eine geistige Botschaft« bringen soll (z. B. eine Handlung, eine Aussage, einen Inhalt – eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber von Sprachexperimentierern in Frage gestellt). Sie will (wenn schon experimentiert werden muß, wie es nach dem Kriege alle Künste mit dem »Material« ihrer Art taten) vorerst das Experiment des Inhaltes und fordert den Primat des Geistigen, eben des Spirituellen.

Denn Poesie ohne Sprachmaterial (d.h. unausgesprochene poetisch Stimmung, poetische Gedanken, poetische Anschauung, poetische Schwingung des Gefühls) ist als menschliches Erlebnis möglich, aber Sprachmaterial allein, wie es als »botschaftslose« Sprache durchbeimüht wurde (d.h. bloße Buchstaben, Silben und Laute ohne geistigen Bezug), nicht bzw. nicht als Poesie.

Sprachmaterial soll in Entsprechung dem Inhalt dienen. Die Inhaltsfindung wird möglichst nicht dem Leser überlassen, sondern der Dichter ist Verkünder (einer Handlung, einer Stimmung, eines Weltbildes u. ä.).

Erst zu diesem möglichst vollkommenen Weltbild und zu der möglichst entsprechenden vollkommenen Aussage kann dann der Leser seine eigenen Gedanken finden, möglichst noch vollkommener und verständnisvoller. Spirituelle Poesie will also nicht die Unvollkommenheit und Atavität des bloßen Sprachexperimentes oder der naturalistischen, fotografischen Nachahmung der äußeren (meist Pseudo)-Realität (in Neo-Dadaismus und Neo-Naturalismus), sondern die Gestaltung neuer Inhalte, einer visionären, innerlich erfahrenen Wirklichkeit des Dichters, der auch die Sprache entsprechen muß. Weil er visionär schafft, setzt er eine konkreative Gegenwelt zu unserer Gegenwart, zum Sein unserer Zeit.

Dies entspricht ganz der Sehnsucht moderner Jugend nach neuen Inhalten, etwa wie sie von den Wiener Arena-Besetzern im Sommer 1976 in einem Plakat ausgedrückt wurde, als Tausende Wiener Jugendliche eine Stätte der Kommunikation im aufgelassenen Schlachthof suchten: »Wir haben diese Gelände besetzt, nicht weil wir neue Vorliebe haben für alte Gebäude, sondern weil wir ein Bedürfnis nach neuen Inhalten haben.« (Das Pult, St. Pölten, 8. Jhrg., Nr. 43, S. 81).

Wilhelm Bortenschläger meint: »Grundsätzlich bezeichnet Spiritualität die Rückkehr zur Geistigkeit, zur Phantasie, zum freien künstlerischen Schaffen in freier Phantasie, wie dies bereits die Romantik vorgeprägt hat. Die bewußte Einbeziehung der Metaphysik und des modernen, in die Zukunft weisenden kosmischen Bewußtseins gibt genügend Aufschluß über Wollen und Ziele spiritueller Dichter. Es ist also nicht in erster Linie die Form, auch wenn der Formlosigkeit entgegengetreten wird, als vielmehr der Inhalt, der die spirituelle Dichtung kennzeichnet. Platter Milieu-Schilderung wird ein geistiges Anliegen, reinem Form- und Sprachexperiment eine Aussage, bloßer Gesellschaftskritik ein Weg aus dem kritisierten Gesellschaftsverhalten entgegengestellt.« (Brennpunkte, XIV, S. 259).

Der Philosoph Karl Albert fordert darüber hinaus auch die schon angedeutete »Metaphysik der Poesie« (aber ohne Religiosität zu verlangen). Denn »metaphysisch« ist für Albert der



Versuch, den »Gedanken des Seins zu denken und seinen Gehalt ins Bewußtsein zu heben. Der Gedanke des Seins aber ist mehr als eine bloße Abstraktion. Er entspringt einer ganz elementaren Erfahrung: dem Staunen über das Sein der Welt und des Ich. Metaphysik ist daher nur dort möglich, wo das Sein nicht mehr als etwas Selbstverständliches und Banales hingenommen wird, sondern wo es in seiner Rätselhaftigkeit und Abgründigkeit sichtbar geworden ist. Auch für eine metaphysische Dichtung ist die Welt als Ganzes oder das Ich des Einzelnen Gegenstand tiefster Verwundung. Die Spirituelle Poesie ist zu diesem metaphysischen Ursprung der modernen Lyrik zurückgekehrt. Diesem freien Seinsbewußtsein erscheint alles Seiende in einer Ordnung. Nicht das Chaotische der Zeit soll in den Blick genommen werden, sondern die hinter aller Unordnung oft nur mit Mühe erkennbare innere Ordnung und Einheit alles Seienden...« (Brennpunkte XIII, Klappentext).

Von Gegnern dieser Bewegung wird immer wieder argumentiert, daß spirituell mit Poesie ja identisch sei und daß jede Poesie spirituell genannt werden könne, d. h. »Spirituelle Poesie« sei keine Richtung der Literatur. Das stimmt genau so in jenem Grade, in dem ebenso z. B. jede Poesie »konkret« ist (ich kenne keinen Dichter, der nicht aus einem konkreten Anlaß geschrieben hätte) oder »realistisch« (es gibt keine irreale Poesie, höchstens eine surreale) oder »symbolistisch« (jedes Wort ist Symbol) oder »romantisch« (die romantische Phantasie und das Gemüt sind Grundlage der Poesie) usw. Das heißt, nach dieser Argumentierung würden alle Literaturreichtungen aufgehoben. Stilrichtungen jedoch haben immer nur allgemeine Merkmale des Poetischen zerteilt in besondere Aspekte und sie jeweils so oder so besonders betont und gefordert. Roland Jordan schreibt in seinem Essay »Spirituelle Poesie« (Brennpunkte VII, S. 29): »Da Wortmontagen und Buchstabenfabrikationen mit Ausdrücken wie 'visuelle' und 'konkrete' Poesie bezeichnet worden sind, und da diese Poesie mit Geist nichts mehr zu tun hat, wurde es notwendig, die alte Implikation aufzulösen und zur deutlichen Abgrenzung und zur Vermeidung von Mißverständnissen den Namen 'Spirituelle Poesie' zu schaffen.«

Der Name »spirituell« hat also nicht bloß von der Sprachphilosophie her, sondern auch vom metaphysischen Weltbild des Seins her (von der Ontologie) seine Berechtigung, darüber hinaus auch von dem nun immer mehr sich abzeichnenden Bemühen der modernen Literatur, eine »Neue Innerlichkeit« zu schaffen, um gegen die Manipulation und die Unfreiheit unserer Kollektivgesellschaft einen individuellen Freiheitsraum zu bewahren, auch wenn er nur Emigration in die Seele bedeutet. Denn das Individuum immer freier Individuum werden zu lassen, ist höchste soziale Gesinnung.

*Hermann Kuprian, Innsbruck*



„DAS DENKMAL“ von Oswald Waldner  
Tirol zwischen Überheblichkeit . . .

## Die Südtiroler Initiative

Eines ist sicher, sie sind ins Gerede gekommen, die fünf Stücke, ihre Aufführungen und die Autoren. Bevor man sich nun aber eine Wertung erwartet, sollte nocheinmal die Absicht herausgestellt werden: Im Gegensatz zu den herkömmlichen Theaterstücken und als Bereicherung und Anregung im allgemeinen Theaterspielbetrieb und professioneller Art ist hier vor allem an Werkstattmäßiges gedacht worden:

Es gab einige mehr oder weniger junge Autoren, die ihre Stücke nicht unbedingt für die Schreibtischschublade hergestellt haben wollten und es gab einige mutige und theaterbegeisterte Nicht-Profis mit Erfahrung, die sich in den Dienst der Sache stellten, ohne allzu viele Fragen zu stellen.

Oswald Waldner hatte bereits einige Gedichte veröffentlicht und auch in Lesungen einen Teil des dafür aufgeschlossenen Publikums selbst angesprochen. Sein Stück »Das Denkmal« setzt sich mit den Phänomenen Gesellschaft und Politik auseinander. Ein »Held« steht am Ende vor dem gleichen Denkmal eines »großen« Mannes, der Geschichte »gemacht« hatte. Dazwischen war er ganz leicht engagiert, selbst



... und Unterwürfigkeit  
Theaterszene aus Ebenspergers „NIEMANDSLAND“



in die gesellschaftlichen Veränderungen verstrickt worden, in die auch seine Liebe einbezogen wird. Die Entwicklung wird zum Kreislauf. Dazwischen einige bunte und einige starke Szenen, von Franco Marini und Mitgliedern der Meraner Volksbühne gestaltet.

Vom satirischen, kabarettistischen her nahm Matthias Schönweger seine »Generalprobe«, in der sich in rascher Szenenfolge Gesellschaftskritik dadurch äußert, daß – wenn auch nur auf der Bühne – eben probiert wird, wie es aussehen könnte, wenn man die Menschen und Zustände und auch den »lieben Gott« einmal bunt durcheinanderwürfelt und neu zusammenstellt. Man mußte oft gar nicht schlecht aufpassen, um alle Gags und Andeutungen mitzubekommen und einige ergaben sich zusätzlich aus der Spielerfreude, die oft genug das Publikum anzustecken in der Lage war. Angenehm locker wurde die Atmosphäre auch durch's Tee-Kochen in der Pause im ungezwungenen Beisammensein und bei Gesprächen zwischen Mitwirkenden und vom Zuschauer-sitz aus Teilnehmenden.

Die erregtesten Diskussionen und widersprüchlichsten Beurteilungen hat sicherlich das jedenfalls dramatisch beeindruckende Stück von Albrecht Ebensperger »Südtirol, das Niemandsland« hervorgerufen. Jeder durfte sich sein

Teil herausuchen und nachher behaupten, hier sei ein Volkstümpler am Werk, ein Kritiker, ein Linker (was jedoch dann von kultur-zentraler Seite eines Dementis bedurfte) oder eben einer, der sich den ganzen Ärger einmal von der Leber weg spielen läßt. Einig war man sich, daß das von Klaus Rainer mit einigen begabten Laienspielern in Szene gesetzte Stück jedenfalls »stark« war. Dem Aufbau nach klassisch, entwickelt sich das Schicksal eines ehemaligen Terroristen, eines Kleinbauern, dessen Hof verschaukelt wird und die allgemeine Dekadenz der Südtiroler bis hin zum lederbehosten Maskottchen, das auf allen Vieren laufend exzentrischen Damen im Ausland zur Belustigung dient.

Ebenfalls dem Thema Südtirol gewidmet ist Luis Zaglers »Wou der Stolz zem Schicksol werd«, dessen Aufführung im Bozner Waltherhaus verunglückte. Da es nachher leicht ist, jemandem dafür die Schuld in die Schuhe zu schieben, wurde von allen Seiten kräftig diesem Volkssport gehuldigt, was mindestens ebenso faszinierend für den Zuschauer war, wie das Theater vorher auf der Bühne, nämlich gar nicht. Die Absicht, einen Impuls für das Bergbauertum und einen grundsätzlichen Beitrag für die Möglichkeiten zu seiner Erhaltung zu leisten, war vom Text und von der Regiearbeit her anscheinend nicht möglich. Was aber nicht gegen den Mut zu einem Versuch spricht, in dem ja auch immer die Möglichkeit steckt, daß er daneben geht, und vor allem, daß er wiederholt werden kann.

Kuno Seyr gibt sich mit »Die Blase« auf philosophisches Gebiet mit stark religiöser Ausrichtung. Insofern ist sein wirkungsvoll von Klaus Rainer inszeniertes und großartig gespieltes Stück einer der bewußten Beiträge zur Auseinandersetzung mit Wissenschaftsglaube und philosophisch-religiöser Lebensbewältigung. Der Einakter bleibt bewußt im Ansatz und in vielen Andeutungen. Er zeigt den Zusammenbruch eines aus zusammengelesenem Buchwissen aufgebauten Luftschlosses – hier ist es eine Rakete für den Raumflug –, das sich als nicht tragfähig erweist.

Damit ist die Südtiroler Initiative nicht am Ende. Sie hat sich als ein vielfältiges Forum überzeugender und weniger überzeugender Darstellungen in losem Zusammenschluß eines ganzen Heeres von Mitwirkenden gebildet, die auf direkte oder indirekte Weise am Theaterleben, aber auch an der geistigen Auseinandersetzung und deren schauspielmäßigen Bewältigung und Darstellung nebst nachfolgender Diskussion und Weiterentwicklung aktiv teilhaben wollen. Hierin liegt die Bedeutung einer Initiative, deren Geburt zu einem Weiterleben ermuntert, von dem man sich Anregungen erhofft.

G. B.



## BRIEFE AUS OSTTIROL

**Betrifft:** ARUNDA

Zufällig und doch wieder nicht zufällig ist mir die erste Nummer der ARUNDA in die Hand gekommen. Sinn(en)fällig wird, wie es Noah tat, Floras Rabe im Titelbild ausgeschickt:

»Nach 58 Jahren thet Arunda das Fenster auff an dem Kasten /  
vnd lies einen Raben ausfliegen.«

Arunda, wie sie sich mit der ersten Nummer zeigt, veranlaßt mich zu gratulieren. Ich habe vorne das Programmatische gelesen. Hier ist Hoffnung. Ob die aufwendige Ausstattung in der Aufmachung durchgehalten werden kann, ist zweitrangig.

Raben sind gescheit. ARUNDA mag daher dem pathetischen Kreisen des Tiroler Adlers mit kräftigem Flügelschlag begegnen, in Kopfweiden sitzen und die DOLOMITENfeste südtirolischer Wirklichkeit ins Auge fassen, dem berüchtigten Wolkensteiner sein eines Auge lassen, mit dem Schnabel das Bodenleben untersuchen, im Teatro Stabile von Bozen vielleicht ein Krümchen Salz finden, über den Abgang Valazzas nach dem Deutschen Rom als der unerträglichsten Fassadenelnöde bitterlich weinen, krächzen, daß sich die breiten Krempe biegen, im Engadin, im Trentino und Osttirol offene Napfnester bauen, kurz: Walthers Vogelweide zur Rabenweide machen. – ARUNDA ist ein Singvogel!

**Lexikalisch:** »Der Rabe gilt wegen seiner Farbe, seines Krächzens und seiner Frechheit im Glauben vieler Völker als Unglücks- oder Seelenvogel, auch als Verkörperung des Teufels.

Der unheilbringende Schaltmonat im alten Babylonien stand im Zeichen des Raben. Im Judentum gilt der Rabe als unrein. Stellt sich der Rabe auf Schlachtfeldern oder am Galgen (Rabenstein) ein, gilt er als Angangstier (s. Anhang). Doch kann der Rabe auch kluger und beratender Begleiter des Menschen sein. Im germanischen Mythos bringen die Raben Hugin und Munin Odin Nachrichten aus aller Welt.«

Johann Trojer

A 9931 A. Villgraten 170

Jetzt aber festen/besten Dank für Deinen Brief und dem Nörderberg im Sonnenberg im Vinschgau. Ich kann sagen, wie mich die Sonnseite gepackt hat. Im Sommer 1963 bin ich zum erstenmal durch den Vinschgau gefahren. Das trockenste Wetter, wilde Hitze, das VW-Dach zurückgeschoben. Ich bin die längste Zeit im offenen Wagen gestanden, den Fahrtwind in den Haaren, ein blechernes Gesicht, ohne deutschen Gruß. Schon in der Volksschule wurde Venedig auf Vinschgauer Piloten gestellt, die Professoren in Schwaz wurden in der gleichen Fassung selig und ein wahres Körnchen hat jede Sage, sagt man. Der Wald- und Wiesenmensch vom Pustertal war in der bestmöglichen Art voreingenommen, Klagegeheul anzustimmen, vollkommene Öde zu beklagen, Wasser selig zu preisen, Grün zu umarmen und in den nächsten Wasen zu beißen wie ein guter Ochs. Das war die Wirtschaftswunderzeit: ein bißchen gepflanzt, aufgeforstet. Trotzdem ist der Sonnenberg Sonnenberg geblieben, ein Paradies für Häutungen und schamloseste Liebe, für alle, die aus der Öde in die Einöde flüchten.

Was soll man mit Osttirol machen? Mit Osttirol ins Gericht gehen heißt mit mir Osttiroler zu Gericht sitzen. Aber ich bin kein Inquisitor und es gibt andere mögliche Daseinsweisen. Gesprächshalber haben wir einmal den Balkan – uns mit eingeschlossen – bis zum Staller-sattel vorgezogen. Eine bösertige Pressestimme aus dem Norden hat uns knapp darauf regelrecht überboten: Der Balkan reicht bis zum Arlberg! Dann hatten wir abtrünnige Anschlußgelüste an einen der beiden südlichen Nachbarn, ohne überhaupt wählerisch zu sein, rein verbal provokatorisch. Wie solchenfalls die hiesige ortseinsässige Heu-society aufhüpft in voller Empörung, das muß man gesehen haben.

Jetzt bin ich auf mehrere Tage unterbrochen worden. Ein Reisejournalist der »Rheinische Post« war da, die heile Welt zu suchen. An sie zu glauben ist Sache eingeborener Chauvinisten. Aber das ist ein Glaube, der wie die Liebe blind macht.

Das Finale-Fortissimo des Ravel'schen Boleros im Ohr, merke ich auf, daß ich mich auf Arunda 3 freue und mir vorstelle, daß die Arunda auch einmal in Lienz vorgestellt wird. Dank mehrfacher Interventionen ist uns dort noch eine Galerie in einem alten Roßstall erhalten geblieben.

Ich werde mich in Bälde wieder melden.

Dir herzliche Grüße

HANS TROJER

Villgraten

## RÄTSEL

Während meines Hochschulstudiums lernte ich eine junge, dreiköpfige Familie kennen, in der der Vater gleich alt war wie die Mutter und das Kind zusammen. Multiplizierte man ihr Alter (von Vater, Mutter, Kind), so erhielt man das Geburtsjahr der Mutter. Wie alt sind die drei heute?

P. S. ich bin jetzt 35 Jahre alt.

Die Auflösung des Rätsels aus ARUNDA 2:

Die Rechnung ergibt, daß B eine um 1 mm<sup>2</sup> kleinere Fläche hat. Die Flächen I und IV bzw. III und IV bzw. II und III überlappen sich nämlich längs der Diagonale, weil der spitze Winkel des Trapezes I (II) und der größere spitze Winkel des rechtwinkligen Dreiecks III (IV) verschieden sind, wie man leicht zeigen kann (zum

Beispiel durch den Ähnlichkeitssatz:  $\frac{55}{55-34} \neq \frac{89}{34}$  oder Trigonometrie)

Die Lösungen bitte an Dr. Lisl Saltuari, 39100 Bozen, Nazario-Sauro-Straße 10



## DIE DREHLEIER

*Ein Ton hebt zu klingen an: erlebte Zeit auf dem Goldgrund der Ewigkeit. Wie das Gold der Bilder ist der Bordun Klang von Ewigkeit her, und wer ihn das erstmal vernimmt, merkt, daß er schon immer da war.*

*Er merkt: die Zeit ist nicht wie ein Netz über die Dinge geworfen, um sie zu fangen; eher ist sie etwas, das ein Ende nehmen wird, wie jede Wanderschaft ein Ende nimmt. Silben und Klänge sind Teilstücke dieses Weges: so hebt ein Vers zu klingen an, steigt aus der Unräumlichkeit, aus dem Glanz, erlebt voll Spannung irdische Vergänglichkeit, ohne ihren Hintergrund zu vergessen, wie die Schiffe nicht das Meer vergessen, auf dem sie schwimmen. So besteht jeder Vers für sich, und der nächste besteht für sich, und der nächste auch.*

*In den Straßen am Rande der Stadt spielt ein enthaupteter Spielmann: sein Mantel kehrt herabfallende Blätter zusammen. Hundekot stopft er in die breiten Manteltaschen und faulende Blätter, doch verteilt er goldene Reife an alle Kinder.*

*Wie könnte ein Vogel auffliegen, lagerten nicht die Steine schwer und träge am Grunde! Wie könnte der Wind auf Wanderschaft gehen, warteten nicht Bäume auf seine Rückkehr und seine Geschichten! Wie könnte die Sonne aufgehen, ohne sich im Dunkel der Nacht zu erneuern! So kommt der Vogel aus dem Stein, der Wind aus dem Wald, das Licht aus dem Dunkel. Die Klänge aber, die Musik, sie kommen aus der Stille.*

*Verschiedene Bewässerungsmaschinen, besonders aber die alten Schöpfräder der arabischen Welt erzeugten tiefe, weit in die Ferne klingende Töne, die beruhigend und erhebend wirkten, doch oft auch quietschten, klagten, seufzten, knarnten, und sich mit dem Schnauben der Esel, die die Räder zu drehen hatten, eindrucksvoll mischten.*

*Alle Saiten der Leier werden von einem mit Fichtenharz bestrichenen Rad angestrichen, wobei mit Hilfe von Tangenten die Melodiesaiten verkürzt werden können, während die Bordunsaiten unverändert mitklingen. Durch ruckhaftes Drehen des Rades werden rhythmische Akzente gesetzt.*

*Um einen schrillen Ton zu vermeiden, werden kleine Watteflöckchen um die Saiten gewickelt an der Stelle, die auf dem Radrand aufliegt. Das Rad der Drehleier wirkt als unendlicher Streichbogen.*

*Ihre Heimat ist Mesopotamien. Mauren brachten sie nach Spanien, wovon sie über das Jakobsheiligtum im Sternfeld Santiago de Compostela über ganz Europa verbreitet wurde.*

*Könige und Bischöfe, Mönche, Ritter und Bauern, Minnesänger, Spielleute und fahrendes Volk, Blinde, Bettler, Tänzerinnen und Huren spielten die Leier. Sie klang erst sanft, süß und lieblich, dann fröhlich, feierlich, harmonisch, auch laut und dröhnend, dissonant lärmend, schnarrend und stampfend, dann eintönig näselnd, sie summt wie die Fliegen in der Luft, sie quakte wie die Frösche im Sumpf.*

*Auch Engel und Teufel haben die Drehleier, wie viele Abbildungen bezeugen, gerne gespielt.*

Volker Oberegger

Markus Vallazza  
Radierung aus  
Wolkensteinzykl





# OSWALDS PILGERFAHRT

In der Biographie »ICH WOLKENSTEIN«, Insel Verlag Frankfurt/Main 1977, schildert Dieter Kühn eine Pilgerfahrt ins Heilige Land:

Nun begannen die unmittelbaren Reisevorbereitungen, und dazu hatte man meist mehr Zeit, als im Vertrag festgelegt war: es konnte bis zu sechs oder acht Wochen dauern, ehe das Schiff endlich ablegte. Man tauschte die verschiedenen Valuten ein, die auf dieser Reise notwendig waren, vor allem für Trinkgelder.

Diese Münzen wurden in Kleidern vernäht oder in Schweinefleisch versteckt, um sie vor dem Zugriff der Muselmanen zu sichern. Reichere Pilger versorgten sich auch mit Proviant. Der Nürnberger Hans Tucher gibt später in einem Buch einige Ratschläge, die in ähnlicher Form schon zu Oswalds Zeit gegeben wurden, in Reisebeschreibungen und Pilgerbüchlein, erhältlich etwa im Franziskanerkloster della Vigna. Es wurde geraten, vor allem gesalzene Butter, Käse, Zwieback, Stockfisch, Schinken, Erbsen und Gerste mitzunehmen. Besonders wichtig seien Hühner, man solle sie in einem verschließbaren Korb mitnehmen: so habe man Frischfleisch, könne sich auch mal eine kräftigende Brühe kochen (lassen), besonders nützlich bei Seekrankheit. Wichtig ist dem Hans Tucher auch der Wein: vom Malvasier, der bei Hitze leicht verdirbt, rät er ab, günstiger sei Wein aus Friaul.

Und aufgepaßt auf die Verdauung: hier helfen nach seiner Erfahrung grüner Ingwer, kandierter Koriander, Zitronat, Konfekt. Das Gepäck solle man in einen Sack und zwei Taschen verteilen, das sei am praktischsten für Eselsritte im Heiligen Land, außerdem solle man eine lange Truhe mitnehmen, in der man das Gepäck während der Schiffsreise verstaue, auf der man nachts schlafe: viel Ungeziefer auf dem Schiffsboden. Diese sarggroßen Holzkästen waren schon zu Oswalds Zeit üblich. Und wer nicht gern die Schiffslatrine benutzte, erwarb sich einen Nachtstuhl.

Am Tag der Abfahrt wurde auf dem Schiff die Pilgerfahne gehißt: weiß mit rotem Kreuz, dann die Fahne des San Marco: roter Löwe auf weißem Feld, und das päpstliche Banner: grüner Eichenlaubzweig mit goldenen Eicheln und gekreuzten Schlüsseln auf himmelblauem Grund. Die Pilger sangen fromme Lieder; eine Messe wurde gelesen; Pilger und Schiffsbesatzung baten kniend um den himmlischen Segen.

Auf der Schiffsfahrt, die gewöhnlich zwei Monate dauerte, gelegentlich auch zwei Wochen weniger, vertrieben sich die Pilger die Zeit meist mit Kartenspielen; manchmal wurden Delphine gejagt; man ließ sich von Matrosen Fabelhaftes erzählen von meilenlangen Fischen, von Seeschlangen, von Stürmen und Piraten. Nach einiger Zeit gewöhnlich die ersten Reibereien, Auseinandersetzungen, Schlägereien an Bord. Besonders verrufen waren die Berufspilger und die Niederländer. Die Schiffsbesatzung klaute soviel sie konnte.

Als erholsam galt solch eine Schiffsreise nicht. Die Unterkunft war eng und stickig. Es gab Läuse, Wanzen, Mäuse, Ratten. Unaufhörlich stampften auf Deck die Maultiere und Pferde; wer drunter lag, fand kaum Ruhe. In den Schlafräumen wurde bis spät in die Nacht geredet, gesungen, gegrölt, gebrüllt. Das Essen war mäßig bis miserabel. Kraut, Fleisch und Suppe, Suppe, Suppe. Das Brot hart, mit Würmern, das Wasser brackig, übelriechend.

Die gewöhnliche Schiffsroute: Venedig - dalmatinische Küste - Korfu - Kreta - Rhodos - Zypern - Jaffa. Zuweilen sah man wirklich Piratenschiffe, von denen so viel erzählt wurde: gewöhnlich wagten sie sich an die stark bewaffneten Pilgerschiffe nicht heran. Manchmal erlebte man auch einen der Stürme, von denen

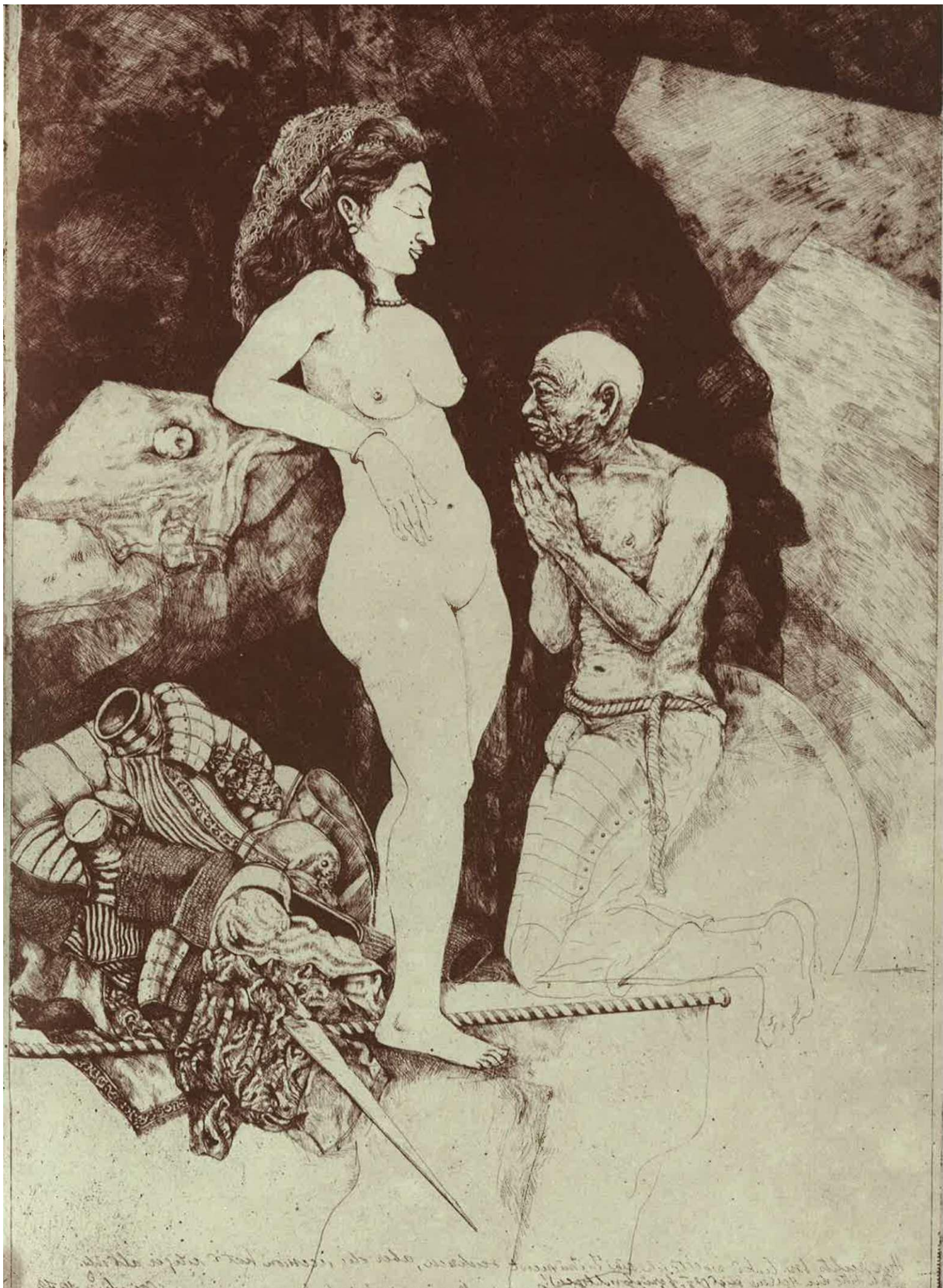
ebenfalls viel erzählt wurde. Zog ein Unwetter auf, so versuchte man es durch Schüsse zu vertreiben.

Allgemeine Erregung, sobald die Küste des Heiligen Landes auftauchte. Von einem der beiden Wachtürme von Jaffa wurde ein Kanonenschuß abgegeben, ein Banner wurde aufgesteckt. Das Schiff mußte vor der Küste ankern, bis alle Formalitäten erledigt waren. Nach mehreren Kreuzzügen war das Heilige Land nun doch wieder im Besitz der »Heiden«, und die hatten, wohl aufgrund entsprechender Erfahrungen, die Devise: Hüte dich vor jedem Jerusalemfahrer! In jeder Hinsicht sollten diese unerwünschten Besucher finanziell ausgebeutet werden, zur Strafe, aus Rache. Gebühren, Tribute, Wegegelder, Eintrittsgelder, Abgaben, Sonderabgaben, und immer wieder: Bakschisch.

Es dauerte nach dem Kanonenschuß bis zu sechs Tagen, ehe aus Ramleh und Jazur Vertreter der türkischen Behörden erschienen, begleitet von zahlreichen Kaufleuten. Auf dem Schiff verhandelte der Patron mit den türkischen Herren, bewirtete sie zuvorkommend, auch mit Wein. Gebühren und sonstige Gelder wurden gezahlt. Alle Pilger mußten ihre Waffen ablegen, mußten Namen und Stand angeben, auch Name und Stand der Eltern: reiche Pilger, namhafte Pilger reisten gewöhnlich unter Pseudonym, um nicht allzusehr gerupft und womöglich erpreßt zu werden – wiederholt Geiselnahmen. Während der langen bürokratischen Formalien versuchten die Kaufleute den Wartenden möglichst viel zu verkaufen: Rosenwasser, Balsam, echte und falsche Edelsteine, Eier, Brot, Fleisch, Wasser, Rosenkränze, Decken. Eseltreiber boten ihre Esel

Markus Vallazza:  
Lithographie aus dem Wolkenstein-Zyklus







an. Der Gruppenleiter erteilte Instruktionen: stets in der Gruppe bleiben, nicht lachen und lärmern, nicht auf türkische Gräber treten, Mauern und Wände nicht beschmieren, nicht Stücke vom Heiligen Grab hacken, sich nicht mit Frauen einlassen, Türken keinen Wein geben, selbst auch keinen Wein trinken, nicht Moscheen aufsuchen, den Gruppenleiter nicht für Verzögerungen oder Verspätungen verantwortlich machen.

Damit ging es endlich los, Richtung Ramleh. Beschaulichkeit konnte sich unter den Pilgern kaum einstellen, zum Beten und Singen fand man wenig Gelegenheit, denn fast unablässig war man mit den Eseltreibern beschäftigt. Gewöhnlich waren mehr Esel als Pilger da, jeder Eseltreiber aber wollte etwas verdienen, so fing ein Gerangel an um die Pilger. Die reicheren Pilger waren von diesem Problem befreit, sie hatten auf Schiffsdeck ihre Reittiere mitgebracht; den anderen Pilgern aber erging es vielfach so: sie kamen mit einem Eseltreiber überein; der forderte Bakschisch für das Hinaufhefen auf den Esel; nach oft recht kurzer Zeit schon sorgte der Treiber dafür, daß sein Esel den Pilger abwarf: neues Bakschisch für das Hinaufhefen – das konnte sich mehrfach wiederholen. blieb ein Pilger auf seinem Esel zurück, war der Eseltreiber einmal nicht in seiner Nähe, so wurde der Pilger von einem noch unbeschäftigten Treiber aus dem Sattel gerissen, auf sein eigenes Reittier gehoben; dafür wurde Bakschisch verlangt. Wer nicht zahlte, wurde verprügelt; zurückschlagen war verboten. Bis zu vier- oder fünfmal konnte man so gezwungen werden, sein Reittier zu wechseln. Und jedesmal Bakschisch, auch für das Absteigen, endlich, an der Raststation. Dort waren dann schon etliche Gepäckstücke verschwunden, und mit Vorliebe zerschlugen die Treiber die kleinen Weinfäßchen der Pilger. Endlich Jerusalem! Von Eseltreibern, Dieben, Händlern umkreist und bedrängt, kniete manch einer hin: die hochheilige Stadt mit Mauern und Türmen; Rührung, Dankgebet. Erneute Abgaben am Stadttor. Die Pilger fanden Unterkunft im Johanniterhospital oder im Zionskloster; dafür mußte man bei der Abreise fünf bis acht Dukaten zahlen. (Besonderen

Spaß machte es manchen Pilgern, die Mönche zu beschließen: sie gaben ihnen falsche oder »böse« Münzen).

Nachdem man sich von den Strapazen der Anreise erholt hatte, versammelte man sich auf dem Zion zur Prozession. Kurze Ansprache durch den Gruppenleiter: Hinweis auf die Heiligkeit des Ortes, Bitte um entsprechendes Benehmen. Nachdem man, mit Kerzen in den Händen, den Leidensweg des Herrn abgeschritten hatte, ging es zur Grabkirche. Sie war eigentlich nur zweimal im Jahr geöffnet, doch wenn entsprechende Gebühren gezahlt wurden, entsiegelten die türkischen Beamten die Türe; wer nicht zahlte, kam nicht rein. Erneute Anweisungen des Gruppenleiters: nicht mit den Händlern in der Kirche feilschen, die Priester der Gruppe sollten sich nicht um das Messelesen zanken; die heiligen Stätten nicht durch Anmalen oder Abschlagen verunglimpfen; beichten, das Abendmahl feiern.

In der Grabkirche ging es bunt zu: Händler boten kostbare Stoffe an, Ketten, Ringe, Rosenkränze, Kreuze und vor allem: Reliquien. Trotz der Verbote beschrieben Edelleute die Wände, schlugen Nägel ein, hängten ihre Wappen auf. Pilgerinnen versuchten, sich in einem Winkel befruchten zu lassen, weil Kinder, die in einer Kirche, erst recht in dieser Kirche gezeugt wurden, als Glückskinder galten. Priester zankten und schlugen sich um die Alba, weil nur einer die Messe in der Grabkirche lesen durfte. Das Abendmahl.

Feierlich dann das Ritual des Ritterschlags; der Gruppenleiter, der Guardian, schlug einen Pilger zum Ritter des Heiligen Grabes, der schlug den nächsten Pilger zum Ritter des Heiligen Grabes, dieser wiederum schlug den übernächsten Pilger zum Ritter des Heiligen Grabes, dieser wiederum einen vierten Pilger zum Ritter des Heiligen Grabes, der vierte einen fünften, der fünfte einen sechsten und so weiter. Damit war für viele das wichtigste Reiseziel erreicht: sie waren Ritter vom Heiligen Grab.

Es schlossen sich fromme Exkursionen an, nach Bethlehem und an den Jordan. Der Patron versuchte meist, seiner Gruppe den Besuch des Jordan auszureden: zu gefährlich, räuberische Beduinen! Denn möglichst

rasch sollte die Gruppe wieder an Bord des Schiffes und zurück nach Venedig verfrachtet werden; die Dauer des durchschnittlichen Aufenthaltes zwischen Ausschiffung und Einschiffung lag bei nur zehn bis vierzehn Tagen. Weil der Besuch des Jordan als sehr wichtig galt, wurde er von den Pilgern vielfach erzwungen. Das Bad im Jordan als zweiter Höhepunkt der Reise; vollkommener Nachlaß der Sünden. Es kam zu Zwischenfällen: erhitze Pilger stürzten sich ins Wasser; Kreislaufkollaps, Herzattacke, manchmal Herzschlag. Obwohl der Fluß zuweilen reißend war, schwammen einige Pilger trotz strengen Verbots zum anderen Ufer, manche wurden abgetrieben. Die meisten aber beteten und sangen im Jordanwasser, tunkten ihr zukünftiges Sterbehemd ins Jordanwasser, füllten Jordanwasser in Flaschen ab, zur Taufe der Kinder. Berichtet wird aber auch von »unzüchtigem Treiben« zwischen Pilgern und Pilgerinnen im Jordanwasser. Die Begleiter der Pilgergruppen mahnten durch Trommelschläge zum Aufbruch; wer das Wasser nicht rechtzeitig verließ, dem wurde mit der Peitsche nachgeholfen.

Zurück in Jerusalem, deckte man sich mit Reliquien ein: Stücke vom Heiligen Grab, Abdrücke von den Fußspuren Christi, Steinchen vom Zion oder vom Ölberg, Frauenmilch aus Bethlehem, Marienerde, Rosenkränze aus Bethlehem und Gethsemane, Stücke der Hebroneiche, Rosen von Jericho, Dornen aus der Dornenkrone Christi, Leinwandstreifen in der Länge des Heiligen Grabes; gelegentlich wurden auch Früh- und Fehlgeburten angeboten, als Leichen der unschuldigen Kindlein von Bethlehem.

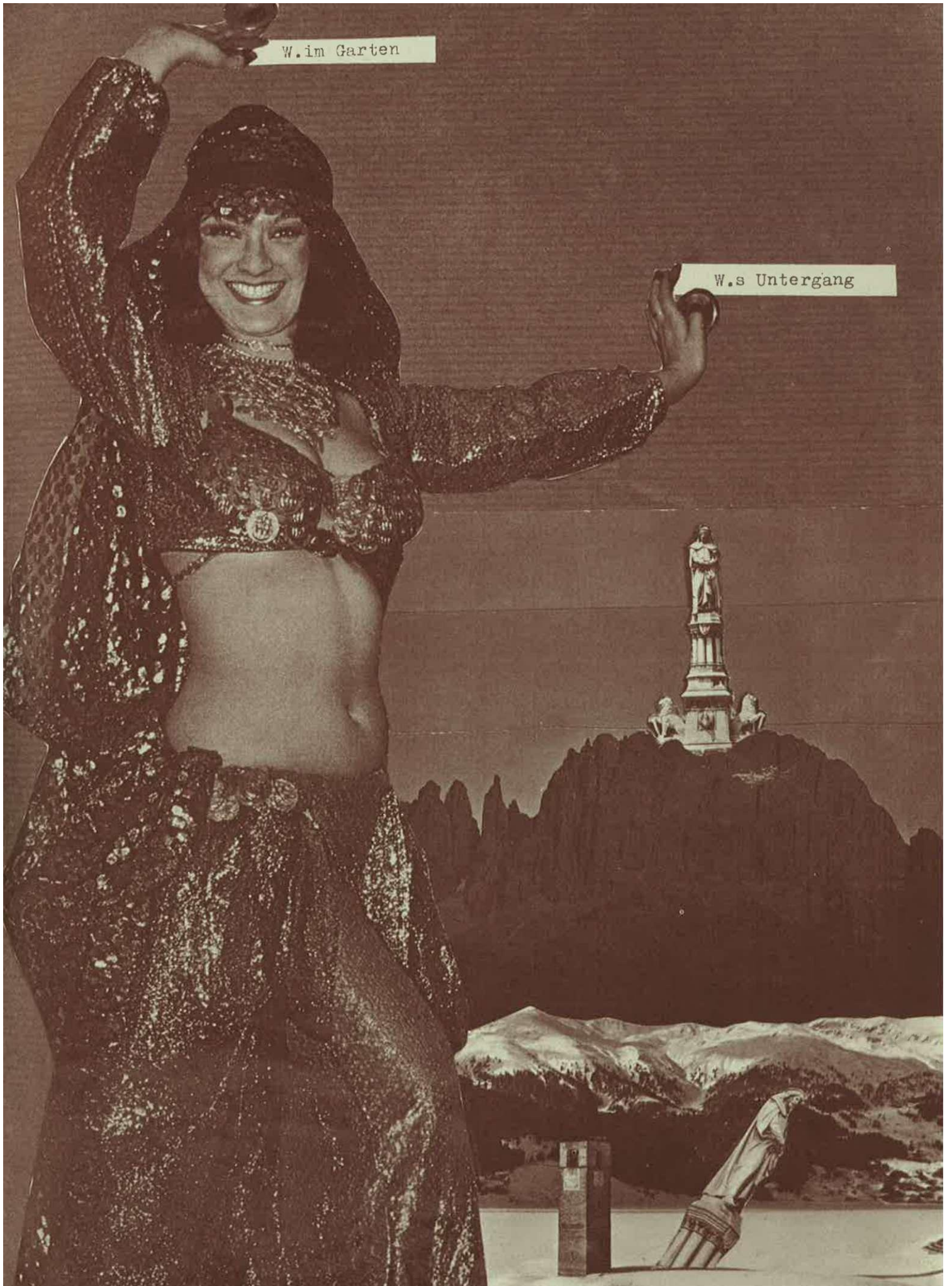
Man konnte sich mit heiligen Symbolen tätowieren lassen, man besorgte sich, soweit man noch Geld dazu hatte, Hemden aus Baumwolle oder Seide, orientalische Schuhe, womöglich auch Juwelierarbeiten. Dann ging es zurück nach Venedig: nur wenige Pilger reisten weiter zum Sinai, zum Katharinakloster.

Auf dem Pilgerschiff wieder Kartenspiele. Waren Frauen an Bord, so mußten sie tanzen. Es gab Kunstfechter und Gaukler. Lieder wurden gesungen. Man hielt Ausschau nach Piraten und dunklen Wolken. Man wartete auf den Anblick Venedigs.



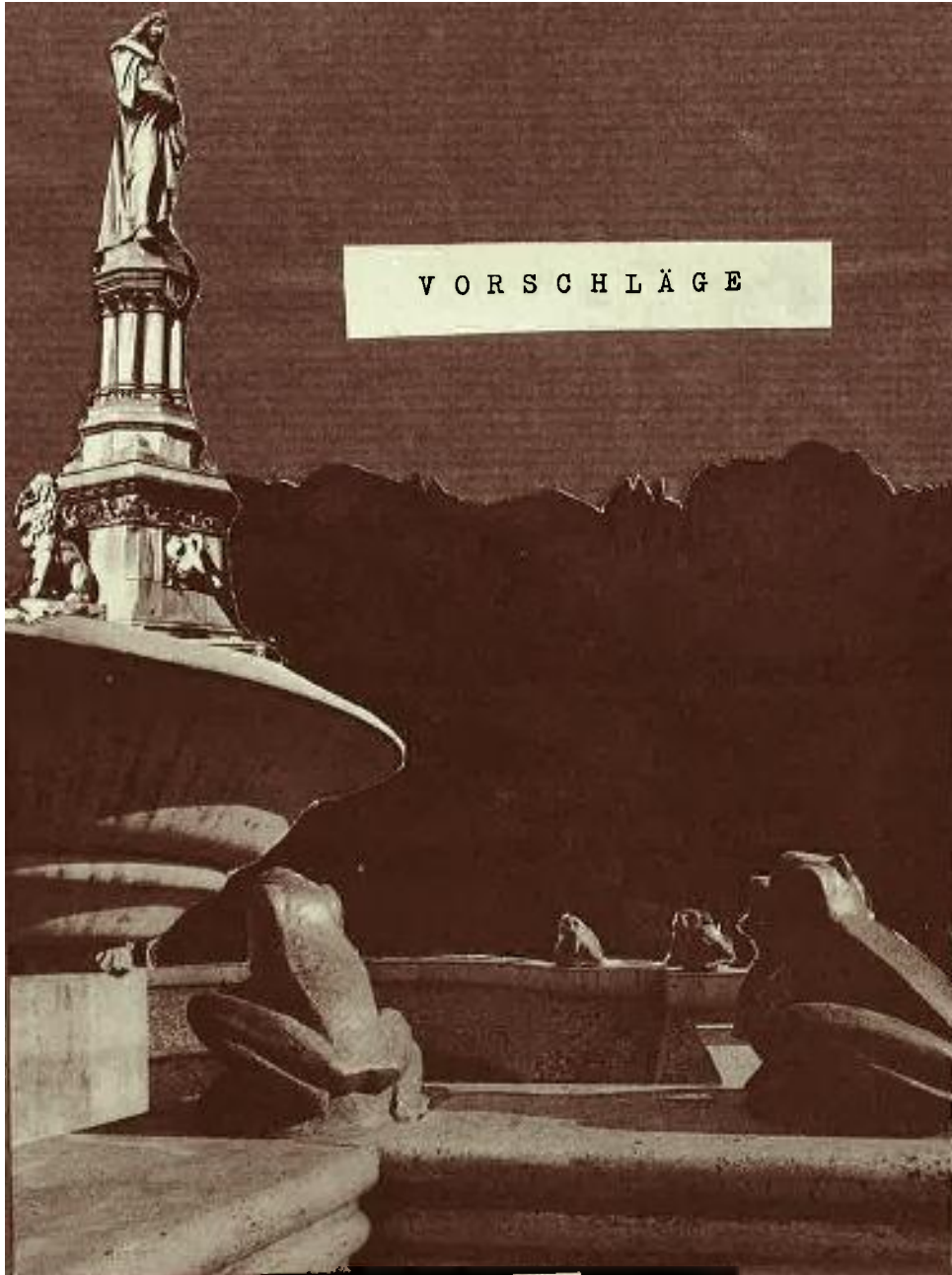
W.im Garten

W.s Untergang





VORSCHLÄGE



W.à la Lourdes



W. als Bewunderer

W.als Nepomuk

W.nach dem Aufstieg







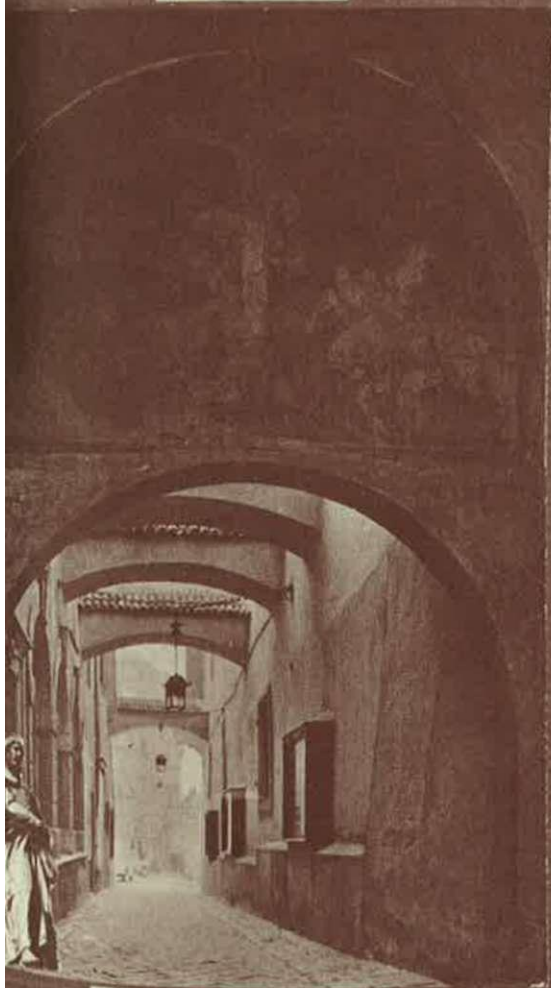
X ehrt W.



W. à la Rio de Janeiro



W. als Lawinenschutz



W. sucht Anschluß



W. in Selbstbetrachtung



## JOSEF MAURER ÜBERSETZUNGEN

Geboren 1914 in Bozen, Doktor der Philosophie (Florenz 1938), im staatlichen Schuldienst tätig und seit zwei Jahren pensioniert. Er lebt in Plars bei Algund und verbringt die Zeit »mit Literaturbetrieb und Nachsinnen über die Schlechtigkeit der Menschen«.

Nach der Herausgabe zweier eigener Gedichtbände (Gedichte 1931 - 1942, Bozen 1942); *Natur und Geist*, Bozen 1949) entdeckte J. Maurer sein Übersetzungstalent, wobei er die gelungensten Nachdichtungen in folgenden drei Büchern publizierte:

- *Poetische Versionen*. Italienische Lyrik aus 7 Jahrhunderten, Bozen 1949
- *Neue Versionen*. Italienische Lyrik aus 7 Jahrhunderten, Bozen 1950
- *Lebende italienische Dichter*, Bozen 1952.

Zur Zeit plant J. Maurer »ein großes Dichtungswerk von 50 Dichtern mit hundert Versionen herauszugeben, ein Buch von mindestens 300 Seiten im Oktavformat!«

J. Maurer ist Ästhet, Humanist und Skeptiker (er dissertierte über Spinoza) und besitzt eine der größten Privatbibliotheken Südtirols. Interessant ist, daß er die sogenannten Hermetiker bereits 1952 übertrug, zu einer Zeit also, da die Lyriker Eugenio Montale, Salvatore Quasimodo und Giuseppe Ungaretti hierzulande kaum bekannt waren.

Aus Maurer's zuletzt erschienenem Werk bringen wir Proben der drei genannten Dichter, von denen Quasimodo und zuletzt Montale den Nobelpreis erhielten.

### EUGENIO MONTALE

*Nell'età d'oro florida*

*La farandola dei fanciulli sul greto  
era la vita che scoppia dall'arsura.  
Cresceva tra le rare canne e uno sterpeto  
il cespo umano nell'aria pura.  
Il passante sentiva come un supplizio  
il suo distacco dalle antiche radici.  
Nell'età d'oro florida sulle sponde felici  
anche un nome, una veste, erano un vizio.*

*In goldenen blühenden Zeiten*

Der Kinder Getümmel im Flußbett  
war Leben aus Gluten geboren.  
Es wuchs unter Schilf und Gestrüppe  
die Menschheit in reinerer Luft auf.  
Passanten, die fühlten wie Strafen  
ihr Fernesein ältester Stammkraft.  
In goldenen blühenden Zeiten  
war Kleid oder Name nur Laster.

### SALVATORE QUASIMODO

*Isola*

*Di te amore m'attrista,  
mia terra, se oscuri profumi  
perde la sera d'aranci,  
o d'oleandri, sereno,  
cammina con rose il torrente  
che quasi n'è tocca la foce.  
Ma se torno a tue rive  
e dolce voce al canto  
chiama la strada timorosa  
non so se infanzia o amore,  
desio d'altri cieli mi volge,  
e mi nascondo nelle perdute cose.*

*Insel*

Deine Liebe stimmt mich traurig,  
Heimatland, wenn abends schwere  
Düfte von Orangen- oder  
Oleandersträuchern hauchen,  
wenn der Wildbach heiter hintost,  
bis zur rosenreichen Mündung.  
Kehr' ich wieder zu den Ufern,  
wo die süßen Stimmen singend  
von den scheuen Wegen schallen,  
weiß ich nicht, ob Jugend oder  
Liebe, Sehnsucht andrer Himmel,  
mich verwandelt, traumverloren.

### SALVATORE QUASIMODO

*I morti*

*Mi parve s'aprissero voci,  
che labbra cercassero acque,  
che mani s'alzassero a cieli.  
Che cieli! Più bianchi dei morti  
che sempre mi destano piano;  
i piedi hanno scalzi; non vanno lontano  
Gazzelle alle fonti bevevano,  
vento a frugare ginepri  
e rami ad alzare le stelle?*

*Die Toten*

Mir schien es, als lispelten Stimmen,  
als suchten die Lippen nach Wasser,  
als hoben sich Hände zum Himmel.  
Zum Himmel, der bleicher als Tote  
die leise mich immer erwecken  
und Zweige, zu steigern die Sterne?  
und barfuß; sie gehn nicht zu ferne.  
Gazellen an Quellen sich labten,  
der Wind zerwühlte Wacholder

GIUSEPPE UNGARETTI

Solitudine

*Ma le mie urla  
feriscono  
come i fulmini  
la fioca  
campana del cielo  
E sprofondano  
impaurite*

*Einsamkeit*

*Aber meine Schreie  
schlagen Wunden  
wie der Blitz in  
zartgehauchte  
Himmelsglocke  
und versinken  
angstverloren*

GIUSEPPE UNGARETTI

L'angelo del povero

*Ora che invade le oscurate menti  
più aspra pietà del sangue e della terra,  
ora che ci misura ad ogni palpito  
il silenzio di tante ingiuste morti,  
ora si svegli l'angelo del povero,  
gentilezza superstite dell'anima...  
col gesto inestinguibile dei secoli  
discenda a capo del suo vecchio popolo,  
in mezzo alle ombre...*

*Der Engel des Armen*

*Nun, da verdunkelte Geister im Banne  
herbern Erbarmens an Blut und an Erde,  
nun, da bei jedem Gehämmer des Herzens  
Schweigen der unrecht Getöteten wuchtet,  
soll denn erwachen der Engel des Armen,  
übriggebliebene Kosung der Seele . . .  
schwebt mit ewig verjährter Gebärde  
nieder zu Häupten des uralten Volkes,  
träumend in Schatten . . .*

GIUSEPPE UNGARETTI

Il rematore

*Il tempo è muto fra canneti immoti...  
Lungi d'approdi errava una canoa...  
Stremato, inerte il rematore... I cieli  
già decaduti a baratri di fumi...  
Proteso invano all'orlo dei ricordi,  
cadere forse fu mercè...  
Non seppe  
Ch'è la stessa illusione mondo e mente,  
che nel mistero delle proprie onde  
ogni terrena voce fa naufragio.*

*Der Ruderer*

*Im Schilf schwebt windstill, taub und stumm  
die Zeit . . .  
Den Ufern ferne schaukelt irr ein Schiff.  
Der Ruderer ist müde, nicht bereit.  
Die Himmel fallen rauchend in das Riff.  
Vergeblich überm Born Erinnerung  
war er gebeugt. Da fällt der Tod ihn jung. –  
Er wußte nicht, daß an demselben Wahn  
geheimnisvoll sich Welt und Wille weiden,  
und daß in Herzens eigener Wellenbahn  
die Stimmen aller Menschen Schiffbruch leiden.*





## CARMEN MÜLLER

*Ich verwende Textil nicht zufällig, sondern weil ich die künstlerischen Möglichkeiten dieses Materials ausschöpfen will. Vorzeichnungen und Skizzen sind für mich nur Anhaltspunkte der späteren Realisierung, die eigentliche schöpferische Arbeit vollzieht sich am Webstuhl oder -Rahmen. Die Fläche wird zur Kampfstatt senk- und waagrechtlicher Linien. Durch selbst eingefärbte Wollfäden erhalte ich die nötigen Farbnuancen für die flächig-malerischen Bildpartien des Bildteppichs.*

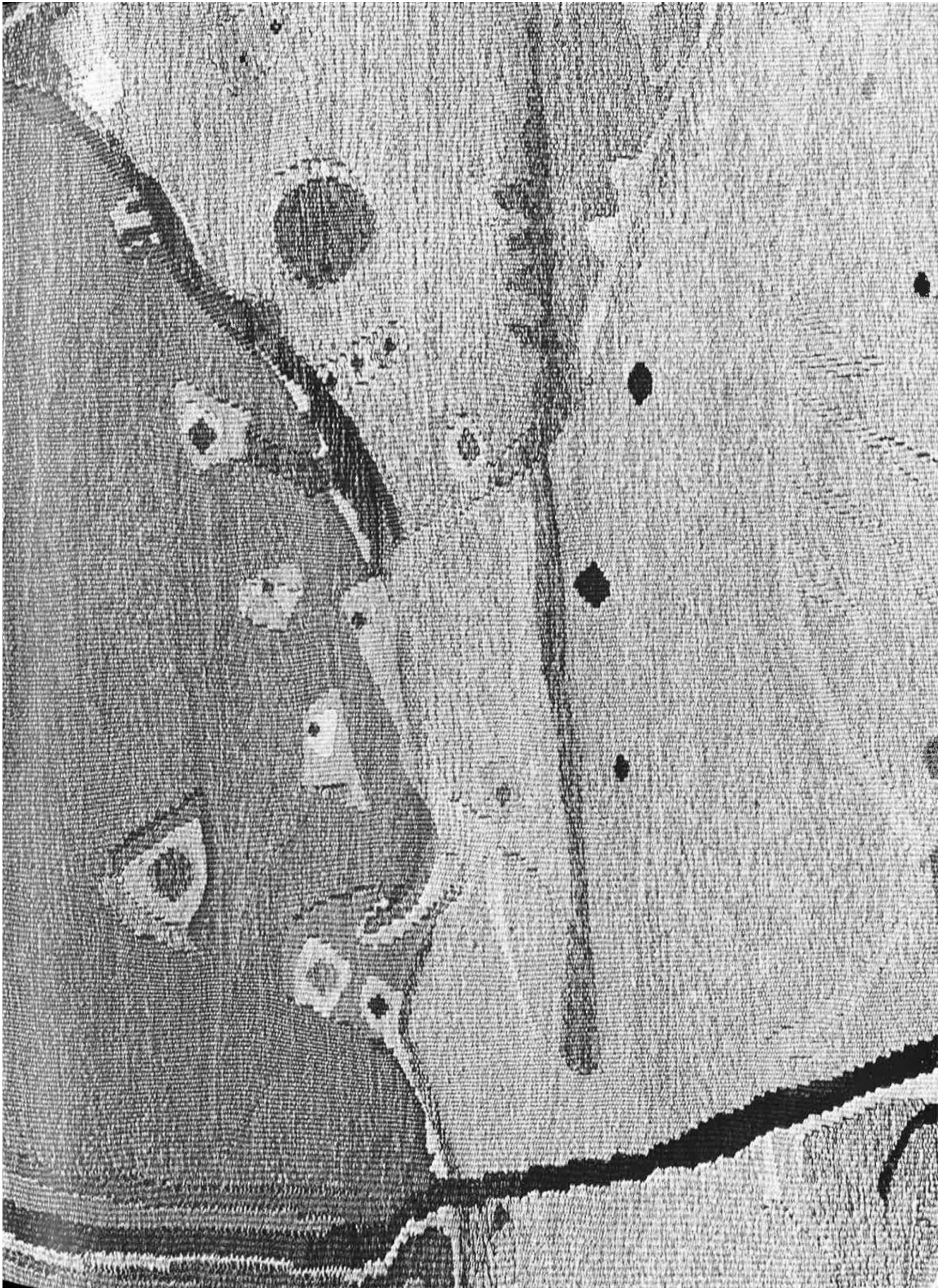
*Ich verwende auch Webtechniken, die über die strengen Gegebenheiten der Gobelinwirkerei hinausgehen. Das Experimentieren mit verschiedenen textilen Materialien ist nicht nur reizvoll, weil es die Tradition erweitert, sondern bietet andere technisch-schöpferische Gestaltungsmöglichkeiten, während der Reiz der Bildwirkerei überwiegend in der Farbe liegt.*

*Die Arbeiten wollen nicht nur als autonome Gebilde gesehen werden, sondern auch in Hinblick auf ihre Nützlichkeit und ihre Verwendbarkeit im Wohn- und Repräsentationsbereich.*

Müller Carmen, Gampenstraße 17, 39020 Marling. Geboren 1955 in Brixen, Kunstschule in St. Ulrich, seit 1973 Akademie für angewandte Kunst in Wien, Meisterklasse für dekorative Gestaltung und Textil bei Prof. Rader-Soulek.

Wandteppich, Ausschnitt







JOSEF KIENLECHNER

## EINE ART BIOGRAPHIE (II)

BERLIN . . . FLORENZ . . . 1923 - 24

Nun war ich wieder in Berlin. Es war Ende September, strahlende Sonne, die Omnibusse fuhren noch mit offenem Oberdeck, sodaß man die Fahrten durch die Stadt richtig genießen konnte. Die Berliner Luft wird nicht umsonst gelobt, man fühlt sich nie müde, und die Lebensfreude und der Humor der Berliner sind zweifellos das Produkt des gesunden Klimas. Selbst die galoppierende Inflation, die in dieser ersten Nachkriegszeit begann, konnte den Lebenswillen und den Witz der Berliner nicht ganz aus dem Geleise bringen. Uns junge Maler schon garnicht. Wenn man, so wie ich, das Glück hatte, über »Devisen« zu verfügen (ich bekam von zuhause einen bescheidenen Lirebetrag monatlich überwiesen), wechselte man nur soviel, als der tägliche Bedarf erforderte. In wenigen Wochen war man bei Millionen und zum Schluß bei Billionen Mark angelangt, für die man sich ein paar Brötchen kaufen konnte. Als die Mark saniert wurde, begannen die große Armut und die Arbeitslosigkeit um sich zu greifen. In groteskem Gegensatz zur Misere des ruinierten Mittelstandes und der vielen Arbeitslosen, schossen Spekulant und Schieber wie die Pilze nach dem Regen aus dem Boden, warfen mit Geld um sich und führten ein Schlemmerdasein. Trotz alledem erfuhr das kulturelle Leben einen ungeahnt raschen Aufschwung. Theater und Ausstellungen florierten. Die Bilder der bedeutendsten Maler unseres Jahrhunderts waren in diesen Jahren in Berlin zu sehen: Max Beckmann, Oskar Kokoschka, Chagall, George Grosz, Max Ernst – um nur einige zu nennen – erregten die Gemüter. Dank so voraussehender Kunsthändler wie Paul Cassierer, Tannhauser, Flechtheim, Nierendorf wurden nicht nur die bedeutendsten deutschen Maler gezeigt und gefördert. Ich erinnere mich, welchen Eindruck die erste Matisse-Ausstellung auf mich machte, und wie begeistert wir von den schönen Bildern von André Derain waren, die Flechtheim uns zeigte. Renoir malte kurz vor seinem Tod 1919 das berühmte Portrait der Schauspielerin Tilla Durieux, die mit Paul Cassierer verheiratet war. In jener Zeit machte ich auch die erste Bekanntschaft mit der abstrakten Malerei. Über Klee und Kandinsky wurde leidenschaftlich diskutiert. Ich fand dazumal noch keinen Zugang zur abstrakten Kunst. Auch Karl Hofer sprach eher geringschätzig über diese Maler. Er war von George Grosz und Max Ernst sehr beeindruckt. Von Max Ernst erwarb er ein großes Bild, das in seinem Atelier hing. Ich erinnere mich noch gut an ein Streitgespräch mit Hofer über George Grosz, dessen enormes zeichnerisches Talent außer Frage stand. Mich haben aber die zutiefst humorlosen, aggressiven Karikaturen zu den politischen und gesellschaftlichen Mißständen der deutschen Spießbürgerwelt eher abgestoßen. Als Gegenbeispiel zu Grosz zitierte ich Daumier, der bestimmt nicht weniger ein großer Künstler und mutiger Kritiker seiner Zeitgenossen gewesen war, aber stets mit einer philosophischen Gelassenheit und mit Humor über der Situation stand. Er

hat sich nie zur gehässigen und geifernden Anprangerung hinreißen lassen.

Daß ich mit meinen Ansichten vielleicht nicht ganz unrecht hatte, erweist sich in den späteren Arbeiten von George Grosz, die er in Amerika malte: qualitätsvolle, aber recht harmlose Aquarelle, die nichts mehr mit dem revolutionären Zeichner aus seiner Berliner Zeit zu tun haben. Der noble Daumier hingegen ist sich in seiner Einstellung zur Umwelt sein ganzes Leben lang treu geblieben, ebenso blieb er auf der gleichen Höhe der künstlerischen Qualität. Hofer konnte in seinen Zu- und Abneigungen gegenüber den Zeitgenossen recht vehement sein, diskutierte aber gern mit seinen Schülern und war nicht nur unser Lehrer, sondern auch unser Freund. Er lud uns öfters zu sich zum Abendessen ein, wo wir Gelegenheit hatten, eine Reihe interessanter Künstler kennen zu lernen. Seine Freunde waren unter anderen der Schweizer Bildhauer Hermann Haller, die Bildhauerin Renée Sintenis, Ernesto de Fiori, mit dem ich später in den dreißiger Jahren befreundet war. Fiori, dieser ausgezeichnete Bildhauer (eine Retrospektive seiner Arbeiten war in den fünfziger Jahren auf der Biennale zu sehen), stand ebenso wie Renée Sintenis im Mittelpunkt des Berliner Kunstlebens. Fiori war Triestiner und ein ebenso eleganter wie vornehmer Mensch, und wanderte 1934 zutiefst angeekelt von den Nazi-Machthabern nach Brasilien aus. Dort beendete er nach wenigen Jahren sein Leben, vereinsamt und an Heimweh nach Europa leidend, durch Selbstmord. Im Jahre 1922 kamen auch südtiroler Freunde nach Berlin. Oswald Gasteiger, ein wohlhabender Bozner Patrizier, war ein guter Musiker, spielte eifrigst Violine und wollte mit 30 Jahren sogar noch Dirigent werden. Um dies zu erreichen kam er nach Berlin. Gasteiger (ehemaliger Besitzer des heutigen Hotel Kusteth), war stets ein väterlicher Freund von mir – gab mir immer wieder Aufträge Portraitzeichnungen zu machen, kaufte manches Bild von mir, und versuchte auch, seine Bozner Mitbürger für mich einzunehmen – meist ohne Erfolg. Dann kam auch Freund Zangerl, ein recht begabter Graphiker nach Berlin. Der Verleger Kiepenheuer gab ihm Aufträge für Buchillustrationen. Zangerl ist dann nach Amerika ausgewandert und vollkommen verschollen. Keiner seiner Freunde hat je mehr etwas von ihm gehört.

Hofer gefiel manches meiner in seiner Klasse gemalten Bilder. Nachdem ich direkt am Halensee wohnte, lief ich viel Schlittschuh, und wurde von dem Anblick der Eisläufer mit ihren schönen, rhythmischen Bewegungen auf dem spiegelglatten See zu einem Bild angeregt. Hofer gefiel dies besonders, und er bat mich, es doch in der Klasse zu lassen, er wolle es seinen jeweiligen Schülern zeigen. Darüber war ich natürlich sehr stolz. Auf dem Nachhauseweg fand ich in meiner Manteltasche einen Hundert-Mark-Schein. Als ich etwas betroffen Hofer davon Mitteilung machte, meinte er, ich solle mir über die Herkunft des Geldes keine Gedanken machen. Es beginne ja bald der Fasching und da wäre mir das Geld sicher recht nützlich.

Ich brauche wohl gar nicht zu sagen, wie glücklich ich in jener Zeit war, und mit wieviel begabten und gütigen Menschen ich dauernd Kontakt hatte.

Über den Berliner Fasching in jenen Jahren könnte man ein ganzes Kapitel schreiben. Die Akademie, die Universitäten, die unter Professor Bruno Paul damals besonders angesehene Kunstgewerbe-Akademie wetteiferten mit herrlichen Dekorationen und den besten Tanzkapellen. Alles tanzte und flirtete bis in den Morgen hinein, und dann ging man erst noch nicht nachhause, sondern landete meist in der Wohnung von alten oder gerade erst neugefundenen Freunden. Ein ordentliches Frühstück wurde improvisiert, dann schlief man ein paar Stunden, und am Abend begann der Zirkus von neuem. War man dann nach einigen Nächten doch etwas knieweich geworden, stieg man in einen der Pferdeomnibusse, die ab vier Uhr früh für den Transport der müden »Maschkera« sorgten. Die braven, alten Gäule trabten gemächlich durch die Stadt. Auch in Berlin gab es einen Aschermittwoch – der Fasching war zu Ende, ich dachte wieder ans Malen. Da brachte der Briefträger eines Morgens eine Postkarte. Das italienische Konsulat teilte mir mit, daß ich ja nunmehr italienischer Staatsbürger sei und mich zwecks einiger Erhebungen dort einfinden solle. Eine freundliche Sekretärin klärte mich in fließendem Deutsch (ich beherrschte die italienische Sprache so gut wie garnicht) darüber auf, daß ich im militärflichtigen Alter sei und gemustert werden müsse. Ein Arztzimmer war im Konsulatsgebäude. Die übliche Prozedur – ich mußte mich nackt ausziehen, wurde gemessen, gewogen, abgeklopft – tief atmen, Hörrohr auf die Brust und die Rückenpartien gedrückt. Der Arzt lächelte: »Bravo, Lei è sano, sarà fra poco un bel soldato.« Ich sagte der Sekretärin, als Hochschüler könnte ich doch laut Gesetz den Militärdienst bis zur Beendigung meiner Studien aufschieben. Sie bejahte meine Frage und sagte, ich würde weiteren Bescheid bekommen – im Augenblick wolle man weiter nichts von mir.

Kurz vor Ostern schrieben mir meine Eltern, es wäre doch an der Zeit, wieder einmal nach Hause, nach Bozen zu kommen. Ich freute mich auf die Heimreise, ging aber vorsichtshalber nochmals aufs Konsulat, um mir eine Bescheinigung geben zu lassen, daß ich mich in Berlin gemeldet hatte, und daß mein Militärdienst erst nach Abschluß meiner Studien fällig wäre.

Ich fuhr ganz beruhigt nach Bozen, ohne lang zu eruiieren, was man in meinen Paß hineingeschrieben hatte. Nach wenigen Tagen erschien ein Carabinieri in unserer Wohnung und erklärte meiner Mutter, daß ihr Sohn ein Deserteur sei und sofort mit ihm ins »Distretto militare« nach Gries gehen müßte. Mein Vater, der gut italienisch sprach, begleitete mich, und als ich dem Capitano gegenüber immer noch überzeugt war, daß es sich um einen Irrtum handeln müßte, machte uns dieser auf den Vermerk in meinem Paß aufmerksam. Da stand ganz lapidar: »Il latore del presente passaporto è stato dichiarato abile in data marzo 1923«. Il Console. Weiter nichts. Kurz, es war nichts zu machen – ich hatte keine Unterlagen über meine bereits absolvierten Semester an der Hochschule für die Bildende Künste in Berlin bei mir. Der Offizier war nicht unfreundlich. Er sagte zu meinem Vater, er könnte mir nur 48 Stunden Aufschub geben, und er persönlich wollte seiner Sympathie für einen jun-



Josef Kienlechner bei der Kavallerie

gen Künstler damit Ausdruck verleihen, daß er im Rahmen seiner Möglichkeiten mich zwischen den in Frage kommenden Städten eine aussuchen ließ. Ich wählte Florenz und kam so zur Kavallerie. »Cavalleggeri d'Alessandria« hieß mein Regiment. Die Kaserne lag am Arno gegenüber des Piazzale Michelangelo. Diese plötzliche Veränderung meines Lebens ging so rasch vor sich, daß ich sie zuerst nicht einmal richtig wahrnahm. Die Neugierde, was ich nun wohl erleben würde, beherrschte mich ausschließlich. Ich ahnte noch nicht, welche Verzweiflung und Traurigkeit mich in wenigen Tagen heimsuchen würden. Der Offizier an der Pforte las meine Papiere, stellte Fragen, die ich nicht verstand, schüttelte den Kopf, betrachtete meinen eleganten Anzug und mur-



melte etwas vor sich hin. Ich glaube, er sagte: «Perchè ci mandano questi tedeschi?!» Ich stand nun mitten in einem riesigen Hof, der von vier freistehenden Kasernen umgeben war. Im Erdgeschoß befanden sich die Stallungen der Pferde, und im ersten Stock die Schlafsäle für die Soldaten. In der Mitte des Hofes ein von Hecken umgebener Reit- und Springplatz. Daran anschließend ein Gebäude, das die Küche und den Schreib- und Lesesaal (Sala convegno benannt) beherbergte. Man führte mich in das Gebäude des zweiten Squadrons und zeigte mir meine «Branda». Wir waren wohl unsere dreißig, die in dem Saal schlafen mußten. Oberhalb der Betten waren Bretter an der Mauer befestigt, auf denen man seine Habseligkeiten unterbringen konnte. An jeder «Branda» hing seitlich ein Leinensack für die schmutzige Wäsche.

Ich sollte nun eine Uniform bekommen. Man suchte und suchte, ich probierte wohl ein Dutzend Jacken. Der Brustumfang reichte bei manchen gerade noch, aber die Ärmel langten nur wenig über die Ellenbogen. So wurde mir Maß genommen – ich bin 1,90 m groß – es mußte also eine Uniform für mich speziell angefertigt werden.

Ich saß nun untätig den ganzen lieben Tag auf irgendeinem Brunnennrand in dem trostlosen Kasernenhof. Aus meinem Bündel holte ich mir ein paar Bücher, auch den Langenscheidt, um italienisch zu lernen. Recht bedrückt spähte ich über die Mauer, hinter der die schöne Stadt Florenz lag, und frug einen Offizier, ob ich nicht in die Stadt dürfe. Dies wurde mir verweigert – in Zivil wäre das ganz ausgeschlossen – ich mußte auch erst mal instruiert werden, wie sich ein Soldat außerhalb der Kaserne zu benehmen habe. Erst mußte ich militärisch grüßen lernen, die Offiziers- und Unteroffizierschargen unterscheiden können. Nach einer kurzen Ausbildung bekäme ich dann am Abend Ausgangserlaubnis. Mit ein wenig Phantasie wird sich jeder Leser vorstellen können, wie mir zumute war. Die Soldaten, meist Sizilianer oder Sarden, betrachteten mich neugierig. Ihre Sprache verstand ich kaum. Einer der Bücher las – *deve essere un prete* – meinten sie. Um neun Uhr abends schlafen gehen, um fünf Uhr früh aufstehen. Die Tage waren so entsetzlich lang, ich kam mir vor wie ein Gefangener. Dieses untätige Dasein zerterte allmählich so an meinen Nerven, daß ich mich nur noch mit Fluchtplänen beschäftigte, die ich dann immer wieder als undurchführbar und an die Konsequenzen denkend, verwarf. Dazu kam, daß ich in dem übelriechenden Schlafsaal mitsamt dem allnächtlichen Schnarchkonzert nur schwer den ersehnten Schlummer fand. Als nach einer Woche meine Uniform immer noch nicht fertig war – war ich fertig. Ich schrieb verzweifelte Briefe, und manchmal kamen mir vor Wut die Tränen. Da war dann noch dieser Caporal maggiore Catania, der einzig widerwärtige Patron, dem ich in der ersten Zeit begegnet bin... Er verfolgte mich schon seit Tagen mit bösen und verächtlichen Blicken. Ich saß wieder einmal vor den Ställen und las, als er mich plötzlich anschrie, mich am Arm packte und mit seinem Gesicht so nahe an meines herankam, daß sein Geschrei feuchte Spuren in meinem Gesicht zurückließ. Da war es aus mit meiner Beherrschung. Ich stand auf, packte ihn und warf ihn auf den hinter ihm

aufgetürmten Misthaufen. Das ging alles sehr schnell vonstatten, er war sehr klein, leicht und reichte mir gerade bis ans Kinn. Catania machte nun eine große Dummheit, die, wie man gleich sehen wird, der meinen zugute kam. Er wälzte sich aus dem Misthaufen und rannte über und über mit Pferdemist beschmiert, an die Pforte zum diensthabenden Offizier. Ich eilte ihm sofort nach. Der Tenente – Musti hieß er (seinen Namen habe ich nie vergessen), schrie nun seinerseits den total verdreckten Korporal an, wie er es wagen könne, in diesem Aufzug bei ihm Meldung zu machen. Er wandte sich gleich an mich und frug mich, was da vorgefallen sei. Ich entschuldigte mich meiner Sprachschwierigkeiten wegen, sagte nur, ich käme von der Akademie in Berlin und sei Südtiroler. Ich war nicht wenig erstaunt, als er mit mir deutsch sprach, nicht gerade fließend, aber immerhin besser als ich italienisch. Er lächelte ein wenig und erzählte mir, er wäre zur Waffenstillstandskommission nach Berlin wegen seiner bescheidenen Kenntnisse der deutschen Sprache berufen worden. Er schwärmte von Berlin – welch herrliche Stadt! ... und dann – die Berliner Mädchen! Sowas gäbe es in Italien nicht. Er zeigte sich voller Mitgefühl für mein Schicksal, schimpfte auf den Faschismus, wurde aber gleich sehr ernst, als ich ihm erzählte, zu welchem Kraftakt ich mich hatte hinreißen lassen. Er versicherte mir, daß er tun werde, was er könne, um mich vor dem Militärgericht zu bewahren. Nachdem ich noch keine Uniform anhatte und noch nicht vereidigt wäre, bestünden einige Hoffnungen, daß ich mit einem blauen Auge davonkäme. Dieser Tenente Musti war mir vom ersten Moment an sehr sympathisch. Groß und schlank, hatte er ein etwas verlebtes, aber sehr männliches Gesicht, und die bei Reitern oft anzutreffenden leichten O-Beine. Wie man mir später sagte, war er einer der besten italienischen Tournierreiter. Ich sah ihm stets gerne zu, wenn er sein rassiges Pferd in der Manege über die Hürden springen ließ.

Meine Uniform stand nun endlich bereit – ich konnte den Dienst antreten. Dieser bestand vorwiegend im Pferdeputzen. Ich lernte Bürste und Striegel zu gebrauchen, alle drei Tage hatte ich Nachtwache bei den Pferden – allzu leicht schlief man dabei ein, was einen Tag Ausgangsverbot bedeutete. Nachdem ich gelernt hatte, wie und wen ich zu grüßen hatte, durfte ich endlich ab halb sechs Uhr abends in die Stadt gehen. Ich war wie erlöst. Am Sonntag erhielt man bereits am Vormittag Ausgangserlaubnis. So eilte ich voller Ungeduld in die Uffizien und in den Palazzo Pitti, besuchte immer wieder die Medici-Kapelle und bewunderte die Akte der Medici-Gräber von Michelangelo. Durch diese herrlichen Erlebnisse wurde mir mein Soldatenleben erträglicher. Tenente Musti hat den Tenente-Colonello, der ein gutmütiger älterer Offizier war, auf mich aufmerksam gemacht. So wurde ich eines Morgens in sein Büro befohlen. Er hielt mir erst eine kurze Strafpredigt: er wolle im Hinblick darauf, daß ich ja noch kein Soldat war, als ich mich zu Gewalttätigkeiten habe hinreißen lassen, von weiteren Schritten absehen.

Dann frug er mich, ob ich Wände anstreichen könne. Ich sagte, ich würde es versuchen. Das Ergebnis dieser Anstreichversuche war katastrophal. Die Wände voller Flecken – der Mare-

sciallo, dem ich unterstand, war recht ärgerlich. Ich versuchte, ihm klarzumachen, daß ich «pittore artista» wäre und Anstreichen nie gelernt hätte. Daraufhin drückte er mir Schablonen in die Hand – ich sollte Verzierungen im Stiegenhaus der Treppe entlang anbringen. Auch hier war meine Leistung recht stümperhaft. Schließlich erweckten meine Zeichnungen ein gewisses Interesse. Meine Pferdestudien gefielen, man erteilte mir den Auftrag, in der Offiziersmesse einen Reiter zu Pferd an die Wand zu malen. Das wurde zwar auch kein Meisterwerk. Die Offiziere waren aber zufrieden. Ich war nun persona grata, vom Dienst war ich fast ganz suspendiert. Ich wurde Aufseher für die «Sala convegno». Meine Tätigkeit bestand im Ausgeben von Briefpapier und Federn zum Schreiben, sowie dem Verleihen von Büchern. Die ganze Bibliothek bestand aus drei oder vier Bänden über siegreiche Schlachten der italienischen Armee. Gut siebzig Prozent der Soldaten war in jener Zeit noch Analphabeten. So war der Andrang recht gering. Es kamen aber doch manche mit der Bitte, ich möchte doch einen «saluto» für die Mamma oder gleich für die ganze Familie für sie schreiben. Mein Italienisch reichte unterdessen dazu aus. Einige ganz Ehrgeizige verlangten von mir, ich solle auf die Schiefertafel mit Kreide in großen Buchstaben schreiben: CARI GENITORI, STO' BENE, TANTI SALUTI, VOSTRO FIGLIO . . . N.N. Es war rührend, wie sie mit Eifer versuchten, die Buchstaben nachzumalen. Nach viel verschmiertem Papier gelang es einigen auch. Bei den Minderbegabten half ich nach. Es waren alles Sizilianer oder Sarden, mit einem sicheren Instinkt ausgezeichnet, Echtes von Unechtem und Falschen zu unterscheiden. Sie merkten wohl, daß ich für die meisten von ihnen eine echte Sympathie empfand, und so genoß ich ihr Vertrauen. Nachdem sie nun festgestellt hatten, daß ich kein «prete» war, bekam ich den Übernamen «conte di Bolzano». In ihrer Vorstellung konnte einer, der Lesen und Schreiben beherrschte, nur höheren Gesellschaftsschichten angehören. Es waren auch sechs oder sieben Südtiroler da, darunter ein echter «Conte», der Bossi-Federigotti. Angefreundet habe ich mich mit dem Bozner, namens Koch, der in seinem künftigen Leben eine hohe Position bei der Firma Rosenthal-Porzellan erreichte, nachdem er als sehr fähiger Porzellanmaler dort angefangen hatte. Ich erinnere mich noch gut an den Tumler aus dem Vinschgau, den Tröbinger aus Seis und einen recht sympathischen Tischler aus dem Pustertal, der eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Filmschauspieler Jean Gabin hatte. Seinen Namen habe ich vergessen. Eine tolle Type war der Tumler. Übermütig, von Kraft strotzend, war sein besonderes Vergnügen, vorübergehende Offiziere im ärgsten südtiroler Dialekt zu beschimpfen und Witze über sie zu reißen. Dabei schaute er aber immer in eine andere Richtung, sodaß die Offiziere, die kein Wort verstanden, ihn für einen leicht Verrückten hielten, der Selbstgespräche führte. Nachdem er nun bei den Italienern als ein wenig geistesgestört galt, beschloß er, daraus Kapital zu schlagen. Er sagte zu mir: «Wersch seggen, daß i bald an langen Urlaub krieg. Paß auf ,heut af nacht, – aber verrotten derfsch mi net!» Am Abend, als wir alle in den Betten lagen, ertönte nach kurzer Zeit ein Gestöhne,

wirres Geschrei – Tumler saß mit aufgerissenen Augen im Bett, rüttelte an den Eisenstangen der Branda, simulierte heftiges Zittern – dann ließ er sich wieder fallen und rührte sich nicht. Ich biß in die Leintücher, um einen Lachkrampf zu vertreiben. Der ganze Schlaftsaal war in Bewegung geraten – einige Soldaten setzten sich zu ihm, um ihn zu beruhigen, aber es geschah nichts mehr. Tumler schlief ganz friedlich ein.

Tagüber redete er dann blödes Zeug, erzählte immer wieder, er wär der «Erfinder der plattenlosen Photographie», und als er in der nächsten Nacht die Komödie in noch gesteigerter Form wiederholte, wurde der diensthabende Offizier gerufen. In dieser letzten Nacht erhob sich Tumler mit starrem Gesicht aus seiner Branda, nahm den Leinensack, der am Betttrand hing und füllte ihn mit Sägemehl, welches den Boden bedeckte (für die Reinigung am nächsten Morgen). Dann hielt er den Sack vor seinem Bauch und fing an, wie ein Bauer auf dem Acker, zu säen. Er nahm eine Handvoll Sägemehl und streute es durch die Gegend – einmal rechts, einmal links – als ob er allein auf einem Feld stünde. Wir zogen unsere Decken über die Köpfe. Der Offizier beobachtete ihn regungslos am Ende des Saales. Als Tumler bei ihm angelangt war, bewarf er auch ihn mit seiner Saat. Der packte ihn nun bei den Schultern und rüttelte ihn. «Ma ragazzo, che hai?» Tumler ließ den Sack fallen, stierte hilflos vor sich hin, gab keine Antwort und ließ sich an seine Schlafstatt führen. In der Nacht noch wurde Tumler in die Infermeria gebracht, und am nächsten Tag war er verschwunden. Wir hörten sieben Wochen nichts mehr von ihm. Eines Tages war er dann wieder da. Braungebrannt, gesund und munter. In einer kleinen Trattoria auf der Piazza della Beccaria erzählte er mir, wie es ihm ergangen war. Er wurde in mehrere Spitäler gebracht und von Psychiatern untersucht. Die einen hielten ihn für einen Simulanten, die anderen wieder zweifelten. Einer der Ärzte frug ihn, ob er das erstemal von seinem Bauernhof weggeholt wurde. Er bejahte dies. Da einigte man sich und diagnostizierte: durch starkes Heimweh und die radikale Umwandlung seiner Lebensgewohnheiten verursachter schwerer Schock und Nervenzusammenbruch.

»Wie i nacha gmerkt hob, daß sie mir nix tian wölln und recht fein gworden sein, bin i langsam besser gwordn.«

Einer der Ärzte brachte ihm eine Ansichtskarte aus dem Vinschgau. »Da han i an ganzen Tag glacht und die Kartn die ganze Zeit ongschaut.« Er bekam dann vier Wochen Krankenurlaub, mit der Versicherung, daß man ihm auch später von Zeit zu Zeit einen kurzen Heimaturlaub bewilligen werde. Nach dem Urlaub wurde er gesundgeschrieben, trat seinen Dienst wieder an und wurde von allen Seiten zu seiner Genesung beglückwünscht. Ich dachte mir »Deine Nerven möcht ich haben!«

Diese Geschichte wird manchem unglaubwürdig erscheinen. Es hat sich aber alles so zugetragen, wie ich es hier geschildert habe. Ich habe diese Geschichte gern und oft erzählt. Als meine Frau und ich in den sechziger Jahren mit Ingeborg Bachmann und Max Frisch in Rom im Restaurant »Re degli amici« beim Abendessen saßen, erzählte ich Frisch meine Geschichte vom Bauernsohn Tumler. Frisch war



sehr interessiert und angetan und wollte noch mehr von meinen Erlebnissen aus jener Zeit hören. So erzählte ich noch die liebenswürdige Geschichte vom sizilianischen Schaffhirten. Dieser kam sehr oft in die «Sala convegno», war ungeheuer stolz, daß er gelernt hatte, selbst einen Gruß nach Hause schreiben zu können. Er war stets bemüht, sich mir gefällig zu erweisen, und bewunderte mich. Wenn ich vor der Zeit ausgehen wollte, bot er sich an, die Aufsicht im Schreibsaal zu übernehmen, die Federstiele einzusammeln und um zehn Uhr abends den Schreibsaal abzuschließen. Nach einiger Zeit merkte ich, daß die Federhalter immer weniger wurden. Es fehlten bald an die zwanzig. Ich konnte den Dieb oder die Diebe nicht erwischen. Da kam einer, auch ein Sizilianer zu mir, und sagte, er wisse, wer die Federhalter mitgenommen habe. Er führte mich am Abend in die vierte Squadron – ich wollte es nicht glauben – ausgerechnet mein so hilfsbereiter Freund hatte ein ganzes Paket davon in seinem Wäschebeutel versteckt. Als ich ihn stellte, fing er ein Wehgeklage an und bat mich, ihn doch nicht anzuzeigen. Er hätte die Federhalter doch nicht für sich genommen. Er sagte: »Du weißt ja nicht wie es bei uns in meinem Dorf ist. Ich kann ja nun schreiben...« meinte er, »und bei mir zuhause gibt es außer dem Pfarrer niemanden, der schreiben kann. Die haben auch kein Geld, sich Federhalter zu kaufen. Laß sie mir doch, ich will sie nachhause mitnehmen, sie an meine Freunde verteilen und ihnen das Schreiben lernen. Das ist doch eine gute Tat, – ed io faccio bella figura nel mio paese!« Ich hatte nicht das Herz, sie ihm wegzunehmen. Ich besorgte die fehlenden und wir blieben weiter gut Freund. Ihm verdanke ich es ja auch, daß ich oft rechtzeitig in die Stadt kam, um mit meinem Freund Koch ins Theater oder in die Oper gehen zu können. Ich hatte in jener Zeit auch noch das Glück, den genialen Komödienthreiber und Schauspieler Petrolini zu erleben. Sein «Gastone» ist mir unvergeßlich. Dann bekam ich einen sehr freundlichen Brief von Karl Hofer, in dem er mir schrieb, er käme bald mit dem bedeutendsten schweizer Kunstsammler Oskar Reinhardt nach Florenz und er würde mich rechtzeitig benachrichtigen. Bald darauf kam ein Hotelboy vom »Grand Hotel« in die Kaserne mit einer Einladung von Hofer und Reinhardt zum Abendessen in die »Buca L'Api«. Das war eines der originellsten und besten Lokale von Florenz, mit einer neapolitanischen Musikkapelle, die einfach alles spielen konnte, von »O sole mio« bis zu den letzten amerikanischen Schlagern. Das hervorragend gute Essen und die gemütliche Atmosphäre ließen uns sehr bald recht lustig werden. Oskar Reinhardt entwickelte ungeahnte schauspielerische Talente. Er war vorher beim Völkerbund in Genf gewesen und imitierte die Reden der dort auftretenden Abgesandten aus England, Frankreich und Italien mit soviel Geist und Witz und vielen kleinen Boshaftigkeiten, sodaß das ganze Lokal ihm begeistertem Beifall spendete. Es war ein internationales Publikum anwesend, sodaß alle auf ihre Kosten kamen. Wie weit war ich meinem alltäglichen Kasernenleben entrückt! Viel zu spät in der Nacht kam ich in die Kaserne zurück. Wieder einmal hatte ich unverschämtes Glück – der an der Pforte diensthabende Offizier war der

Tenente Musti. Ich war auch noch leicht angetrunken. Musti tat zwar so, als ob er mich bestrafen müßte. Es passierte mir aber nichts. Das Leben in der Kaserne war nun den Umständen entsprechend recht erträglich. Nur selten mußte ich noch Soldat spielen – manchmal mit auf die Piazza d'Armi reiten. Als Reiter machte ich eine miserable Figur. Mein Glück waren die kleinen sizilianischen Pferde, die wir hatten. Meine gelegentlichen Stürze fielen harmlos aus. Die Füße langten fast bis zum Boden. Manchmal verlor ich auch die Stelgbügel. Der Capitano meinte, es wäre doch besser, ich würde malen, denn mein Pferd sei doch schließlich kein Motorrad, bei dem man in der Kurve mit dem Fuß bremsen könnte. Worunter ich sehr litt, war der Mangel an weiblichen Bekanntschaften. Die vierzig Bordelle, die es dazumal in Florenz gab und die in Scharen von Soldaten besucht wurden, waren zu sehr das Gegenteil von den romantischen Vorstellungen, die ich von weiblichen Wesen in mir trug. Diese armen Mädchen taten mir nur leid. Das ganze Drum und Dran in den Bordellen wirkte auf mich wie eine kalte Dusche.

Von den Südtirolern war mir der Pustertaler Tischlergeselle einer der sympathischsten. Er war ein stiller Mensch, in sich gekehrt, und hielt sich meist etwas abseits. Er machte auch einen sauberen und adretteren Eindruck als die meisten anderen Landsleute. Er erzählte mir einmal schmunzelnd, ein Bordellmädchen habe sich sterblich in ihn verliebt, wasche und bügle für ihn die Hemden, stopfe ihm die Strümpfe und gäbe ihm auch von Zeit zu Zeit ein kleines Taschengeld, damit sie, was ja den Mädchen nur selten möglich war, gemeinsam eine Pizzeria aufsuchen könnten.

Von zuhause bekam er keinen Heller. Mit vierzig Centesimi pro Tag (das war unser Sold), konnte man sich herzlich wenig Genüsse verschaffen.

Mir fiel bei seiner Erzählung der schöne Ausspruch von Kurt Goetz ein: »Es kommt nicht darauf an, glücklich, sondern beglückend zu leben.« Ob der Pustertaler wohl begriffen hat, was er für dieses Mädchen bedeutete?

Nun kam man auf eine neue Idee, die meine malerische Tätigkeit betraf. Ich sollte das Regimentswappen malen. Einige Offiziere wünschten es sich klein und wollten es als Briefkopf drucken lassen. Andere wollten, daß ich es auf Parfümkaraffen anbringe. Ich mußte erst lernen, auf Glas zu malen. Mit der Zeit ging das auch ganz gut. Und viele Ehegattinnen und Bräute wurden damit beglückt. Meine Abende und manche Tagesurlaube, mit denen ich für meine Arbeit belohnt wurde, gestalteten sich immer erfreulicher. Ich lernte eine ganze Reihe Schweizer Künstler kennen, die zu Studienzwecken nach Florenz kamen. Hofer oder Reinhardt gaben ihnen meine Adresse. Sie waren alle interessant (es war für sie eine kleine Sensation), einen Tiroler Maler, der beim italienischen Militär dienen mußte, kennen zu lernen. Der Bekanntenkreis wurde immer größer, ich lernte auch den berühmten Schriftsteller Aldo Palazzeschi kennen, der mir viel über Paris und die französischen Maler erzählte. Ich freute mich sehr, als er mir seinen Roman «Imperi mancanti» mit einer freundlichen Widmung schenkte. Dann kam noch der Kunsthändler Wolfensberger, dessen Sohn heute die bekannte Galerie in Zürich leitet und erst letz-



tes Jahr eine größere Ausstellung meiner Bilder veranstaltete. Zu meiner besonderen Freude kam noch eine Berliner Kunststudentin, ein rothaariges, fröhliches Mädchen, welches an vielen Abenden am Kasernentor auf mich wartete. Sie hieß Gretchen, war recht charmant, hatte Sommersprossen, die – wie ich fand – ihr sehr gut standen. In dieser Zeit versetzte ich recht oft meine Freunde, die auf der damaligen Piazza Vittorio Emanuele ihren «Zabaglione» dann ohne mich schlürfen mußten. Leider konnte Gretchen nur vier Wochen in Florenz bleiben. Sie fuhr wieder nach Berlin und ich mit dem ganzen Regiment nach Pisa auf Manöver.

Wir fuhren mit dem Zug nach Pisa. Zeitig in der früh begann das Verladen der Pferde. Gegen Mittag fuhren wir dann endlich los. Als Unterkunft wurde uns in Pisa, wo wir am späten Abend ankamen, eine verlassene Kirchenruine zugewiesen. Wir wußten nun nicht, wie und woran wir die Gäule festbinden sollten. Schließlich spannten wir ein langes Seil entlang der Kirchenwände, das wir nun an beiden Enden befestigen konnten. Daran banden wir die Pferde und legten uns todmüde aufs Stroh, das wir am Boden ausgebreitet hatten. Das Seil hielt natürlich nicht, die Pferde rissen sich los und trabten ins Freie. Wir konnten nur wenige zurückhalten. Die Offiziere tobten, die Unteroffiziere schrien die Korporäle an, und wir alle liefen durch die Straßen, um die Ausreißer zu suchen. Die Pferde waren durch die ungewohnte Bahnfahrt und die fremde Umgebung verängstigt und scheu. Wir verbrachten den ganzen Tag damit, sie wieder einzufangen. Viele junge Burschen schlossen sich uns an. Sie halfen uns und hatten ihren Spaß daran.

Das Manöver konnte nun beginnen. Das Regiment wurde in zwei Gruppen aufgeteilt: die Roten und die Blauen. Die Blauen waren die «Feinde», die uns überfallen sollten und die wir abzuwehren hatten. Da man meinen Reitkünsten mit Recht nicht viel zutraute, wurde mir befohlen, mich im Vorgelände hinter einer niederen Mauer vor der ein kleiner Graben war, zu verschanzen. Beim Annahen der »feindlichen Kavallerie« sollte ich mit einem gelben Fähnchen Signale geben. Wenn es so weit war, sollten die »Roten« den Feind stellen und nach Möglichkeit umzingeln. Um vier Uhr in der Früh hockte ich bereits im Graben und spähte eine gute Stunde lang in das vor mir liegende Wäldchen. Es rührte sich nichts. (Die wenigen Stunden, die ich geschlafen hatte – wir flanierten an den Abenden durch die Straßen der schönen Stadt Pisa – machten sich jetzt bemerkbar. Vor Mitternacht legten wir uns nie auf das unwirtlich feuchte Stroh). So schlief ich im Morgengrauen fest ein und wurde erst durch das Getrampel der über mich dahingaloppierenden Pferde geweckt. Man nahm mich gefangen. Wir haben den Pseudokrieg durch meine Schuld verloren. Es sah schlimm aus für mich. Der Maresciallo sah mich voll Verachtung an: »Tu vai in galera!« Es blieb mir ein einziger Ausweg. Die Flucht in die Krankheit. Ich simulierte Schwindelanfälle und brach beim Pferdeputzen zusammen. Im Militärspital untersuchte mich ein freundlicher und gütig aussehender älterer Arzt. Ich sagte ihm, ich litte an Schwindelanfällen und mußte häufig ganz grundlos weinen. »Du bist zu schnell gewachsen«, meinte er, »und bei der ungewohnten Hitze bist du über-

fordert.« Drei Tage lang lag ich in einem recht sauberen Bett und bekam ein besseres Essen. Als ich aus dem Spital entlassen wurde, hieß es: »Der 'Kinkler' (meinen Namen konnte kaum jemand aussprechen) è stato veramente malato.« Das Manöver war bald zu Ende und am letzten Tag hatten wir freien Ausgang. So beschloß ich, am Nachmittag mit der Kleinbahn nach Marina di Pisa zu fahren. Ich wollte mir die Gelegenheit, zum erstenmal in meinem Leben das Meer zu sehen, nicht entgehen lassen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie nahe mir der Horizont, der das Wasser vom Himmel trennte, erschien. Ich hatte mir vorgestellt, daß das Meer unendlich viel weiter in den Himmel hineinragen müßte. Ich spazierte den Strand entlang, an den vielen kleinen Fischerhäusern vorbei und war von den für mich so ganz neuen Eindrücken erregt. Da kam ein baumlanger, braungebrannter und etwas unheimlich aussehender Fischer auf mich zu, umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen: »Tu sei del mio reggimento!« Er erzählte mir voller Stolz, daß er im Krieg in meinem Regiment gedient hatte, am Isonzo und bei Caporetto hat er gegen die »austriaci« gekämpft, und seit jener Zeit sei er nie wieder einem Kameraden seines Regiments begegnet. Er nahm mich unterm Arm und führte mich in seine ziemlich armselige Fischerhütte. Dort saßen zwei seiner nett aussehenden Töchter, die mich freundlich begrüßten. Wein, Brot und Oliven wurden auf dem Tisch gestellt. »Für das Abendessen braten wir einen großen Fisch und du mußt mit uns essen!«

Das Meer war ruhig, kein Lüftchen regte sich und so machten wir eine kurze Kahnfahrt zu einem seiner Freunde. Ich sagte ihm, daß ich – wenn ich so lange bleiben wollte – wohl die letzte Bahn nach Pisa versäumen würde. »Das macht nichts, mein Freund bringt dich nach Pisa.« Er erzählte mir von seinen Heldentaten im Krieg, von den schweren Kämpfen, in die er verwickelt war und wieviele Österreicher sie gefangen hätten. Dann fragte er mich nach meinem »paese«. Mir war nicht ganz wohl zumute, als ich ihm sagte, ich stamme aus dem »Tirol«. Er sagte, er wisse nicht, wo das wäre, aber das sei schließlich ja nicht so wichtig. Dann ließ er plötzlich die Ruder im Wasser gleiten und zog seinen Pullover in die Höhe. An seinem Hosenriemen war eine österreichische Koppel als Verschluss angebracht – der österreichische Doppeladler mit den Köpfen nach unten. Ich war froh, daß wir bei seinem Freunde, einem alten jovialen Fischer angekommen waren, und das Gespräch eine andere Wendung nahm. Es wurde gleich über meine Rückfahrt nach Pisa gesprochen. Mit lauter und autoritärer Stimme eröffnete mein Gastgeber seinem Freund, daß er zum Essen eingeladen sei und mich dann aber auf seinem Eselskarren nach Pisa bringen müßte – da er morgen ja sowieso allerhand dort zu tun hätte. Als wir auf einer Art Balkon, der aufs Meer hinausging, beim Abendessen saßen, erzählte ich, daß ich gerade heute Geburtstag hätte. Es war der 30. Juli 1923. Nun begann ein richtiges Fest. Es wurde ein besonders guter Wein herbeigeht. Die Mädchen wurden aufgefordert zu singen. Mitternacht war längst vorbei. Der Mond stand hell am Himmel und spiegelte sich auf den sanften Wellen. Ich gab mich ganz dem Naturschauspiel und dem hüb-



schen Gesang der Mädchen hin und dachte mir, daß ich einen solchen Geburtstag nicht so gleich wieder erleben würde. Gegen drei Uhr früh stand der Eselskarren vor der Tür. Ich legte mich mit eingezogenen Beinen auf ein paar alte Säcke. Ein leichter Hieb mit dem Stock auf das Eselchen und bald bogen wir vom Strand ab auf die Straße nach Pisa. Ich schlief trotz der unbequemen Lage und dem Geholpere auf der schlechten Straße fest ein. Eine Stunde vor der Trompeter seinen Weckruf ertönen ließ, waren wir in Pisa angekommen. Ich streckte mich auf meinem Strohlager aus. Es erschien mir plötzlich so bequem wie ein richtiges Bett.

Als wir wieder in Florenz waren, erwartete mich dort ein »größerer Auftrag«. Ich sollte das Regimentswappen ganz groß über das Eingangstor der Kaserne malen. Ein Gerüst wurde aufgestellt. Ich konnte mich nun ganz frei bewegen, eilte zu jeder Zeit in die Stadt, um das Material zu besorgen, das heißt, ich »eilte« nicht, sondern genoß die letzten Tage im schönen Florenz. Der Tenente-Colonello merkte wohl, wie sehr ich mir bei meiner Arbeit Zeit ließ. Er sagte: »Vor du das Wappen nicht fertig hast, wirst du nicht entlassen.« (Ende September war meine Dienstzeit abgelaufen). Ich sagte darauf: »Und wenn ich vorher fertig werde?« Er sah mich freundlich an und meinte: »Wenn du damit fertig bist und es schön wird, schicke ich dich auch früher zu deinen Eltern zurück.«

Ich wußte genau, daß wenn ich die Zeit richtig ausnützte, ich leicht in einer Woche die Arbeit beenden konnte. Unter dem Wappen mußte ich

ein geschlungenes Band malen, auf dem der Wahlspruch des Regiments anzubringen war. Es hieß: »IN PERICULO SURGO«. Da das Gesimse, welches das Tor umrahmte, in der Mitte oben erhöht war, mußte ich den Spruch unterteilen. Ich dachte mir weiter nichts dabei, als ich auf der einen Seite des erhöhten Gesimses »IN PERI...« und auf der anderen Seite »CULO SURGO« schrieb. Bei Tag hatte daran auch niemand Anstoß genommen. Aber weiß der Teufel, warum die Bogenlampe auf der Straße gerade dort stand, wo sie nachts nur den zweiten Teil der Schrift beleuchtete. Hell erstrahlte »CULO SURGO«, »IN PERI« stand im Schatten und war nicht zu lesen. Der Colonello, ein kleiner, drahtiger Mann, den ich fast nie zu Gesicht bekam, entdeckte eines Nachts die peinliche Sache und machte einen Riesenkrach. Ich wurde als ehemaliger Österreicher verdächtigt, mit Absicht den Spruch so aufgeteilt zu haben. Beinahe wäre ich nun wieder in des Teufels Küche gekommen, wenn mich nicht die mir wohlgesinnten Offiziere verteidigt hätten. Da die Korrektur nur sehr unsymmetrisch ausgefallen war – auf der einen Seite »IN PERICULO« und auf der anderen Seite lediglich »SURGO« stand – ließ sich auch der Colonello davon überzeugen, daß ich nichts Boshafes im Schilde führte. Als Belohnung erhielt ich ein Heimreisebillet für den Schnellzug. (Soldaten durften dazumal nur Bummelzüge benutzen). Der Tenente-Colonello hielt sein Versprechen – ich fuhr, drei Wochen vor Ablauf meiner Dienstzeit, nach Hause, glücklich und zufrieden, wieder ein freier Mensch zu sein.

## Gespräch mit Dr. Karl Wolfsgruber, Landeskonservator

ARUNDA-INTERVIEW: Schriftlich vorgelegte Fragen und schriftliche Antworten

*ARUNDA: Es sind nun einige Jahre vergangen, seit das Denkmalschutzamt vom Staat bzw. von der Region an das Land und von Dr. Rasmo an Sie übergang. Ist man nach offensichtlichen Schwierigkeiten nunmehr voll funktionsfähig?*

DDr. WOLFSGRUBER: Mit 1. 12.1973 ist die Kompetenz auf dem Gebiet der Denkmalpflege vom Staat auf die Autonome Provinz Bozen übergegangen und das Landesdenkmalamt zunächst provisorisch, mit L.G. vom 12. 6. 1975 Nr. 26 definitiv errichtet worden. Dieses Landesgesetz sieht einen Sonderstellenplan vor; bis jetzt sind die leitenden Stellen noch größtenteils mit Beauftragten besetzt, die Ausschreibungswettbewerbe sind derzeit im Gang, sodaß mit der definitiven Stellenbesetzung in absehbarer Zeit gerechnet werden kann. Zwei Planstellen sind derzeit noch unbesetzt.

*Das Staatsgesetz von 1939 übertrug Denkmal- und Landschaftsschutz einer einzigen Kompetenz, später*

*wurden sie getrennt. Nun ist das Denkmalamt auch von Trient losgetrennt, war dies notwendig? In Deutschland z.B. strebt man eine engere Bindung unter den regionalen bzw. Landesdenkmalämtern an.*

Der Staat hatte am 1. 6. 1939, Nr. 1089 ein Gesetz für den Denkmalschutz, am 29. 6. 1939, Nr. 1497 ein Gesetz für den Landschaftsschutz erlassen. Beide Kompetenzen wurden zumeist von den Soprintendenze ai Monumenti wahrgenommen und es hat sich in der Praxis herausgestellt, wie wichtig eine Trennung dieser Kompetenzen, bei aller nur möglichen Zusammenarbeit, ist, einerseits wegen der Überlastung der Ämter, andererseits wegen der nur teilweisen Koinzidenz der Materie. Die Aufteilung der Kompetenz in der Denkmalpflege auf Provinzen ist ein großer Vorteil. Die regionalen Soprintendenze in Italien werden wegen der Größe des Gebietes zur Unüberschaubarkeit der Materie verur-

teilt; die Erfahrung hat auch gezeigt, daß die frühere staatliche Soprintendenza ai Monumenti e Gallerie in Trient für die Region Trentino-Südtirol wohl überfordert war, nicht zuletzt wegen mangelnder pragmatisierter Stellen. Noch schwieriger war dies für die zuständige Soprintendenza alle Antichità in Padua, deren Gebiet wirklich unüberschaubar war und fast ganz Nord-Ost-Italien umspannte. Ein Vergleich mit den Landesämtern für Denkmalpflege in Deutschland ist in der gebotenen Kürze kaum möglich, weil dort andere gesetzliche Voraussetzungen gegeben sind; die dortige Streuung von Gebietskonservatoren eines Landesamtes hat sicher Vorteile, aber auch kaum geringere Nachteile.

*Negativ ist doch sicher das Neubeginnen mit neuen Leuten ohne Tradition und Praxis, oder haben Sie geschultes Personal übernommen? (Wenn nicht, warum nicht?)*



Das »Neubeginnenmüssen« ist an sich eine schwerwiegende Problematik in der Denkmalpflege. Aber man kann sagen, daß nicht unbedingt und absolut neu begonnen werden mußte: das staatliche Denkmalschutzgesetz mit allen Durchführungsbestimmungen und Richtlinien wurde übernommen; dank einer über 20jährigen persönlichen Zusammenarbeit mit dem Staatsdenkmalamt wurde auch eine organische Weiterführung der Agenden der Denkmalpflege erleichtert. Da nur eine südtiroler Fachkraft im staatlichen Denkmalamt tätig war, diese aber nicht in den Landesdienst übertreten wollte, war es notwendig, mit neuen Kräften zu beginnen, die über fachliche Universitätsausbildung verfügten. Die Erfahrung kann nicht studiert, sondern nur in der Praxis gewonnen werden. Der Einsatz dieser jungen Kräfte berechtigt aber zu sehr begründeten Hoffnungen.

*Negativ wirkt sich sicher auch die direkte Abhängigkeit von der örtlichen Politik und die Verstrickung in Privatinteressen aus. Wie heute noch z. B. in Österreich die regionalen Stellen direkt der Zentrale in Wien unterstehen, so war früher bei uns die nächsthöhere Instanz der Generalintendant im fernen Rom, wohin sehr selten Rekurse usw. geschickt wurden, und wenn sicher unabhängiger und objektiver beurteilt werden konnten, als jetzt durch die Provinzialregierung. Krass ausgedrückt: konnte z. B. die Landesregierung Schloß Tirol, das ja im Besitz des Landes ist, schleifen lassen? Es besteht ja keinerlei höhere Instanz, die sie daran hindern könnte.*

In der objektiven Denkmalpflege ist eine überregionale Entscheidungsinstanz sicher unbefangener, wenn auch nicht immer unbedingt sachlicher, weil eine enorme Lokalkenntnis für richtige Entscheidungen Grundvoraussetzung ist. In unserem Falle kann der Landesauschuß im Rekursverfahren gegen Entscheidungen des Landesdenkmalamtes befinden; er muß aber den Denkmalrat hören, der nicht nur aus lokalen Fachleuten besteht; außerdem ist auch die politische Instanz an die Denkmalschutzgesetzgebung gebunden, sodaß hier willkürliche Akte kaum zu befürchten sein werden.

*Ein anderes Beispiel: Der Bürgermeister einer stimmkräftigen Gemeinde kauft sich ein Schloß, will es zu lukrativen Zwecken umbauen und erhält keine Genehmigung. Wie wird er gegenüber der regierenden, also seiner eigenen Partei reagieren? Dieser Regierung untersteht ja das Denkmalamt.*

Auch hier gilt das vorhin Gesagte: Der Denkmalrat muß gehört werden. Bis heute gibt es kein Beispiel, das zu entsprechender Besorgnis Anlaß geben würde.

*Von Nachteil ist sicher auch das Fehlen einer Universität und von Bibliotheken. Den Nordtirolern stehen die Universitätsbibliothek und die mit einem äußerst detaillierten Sachregister ausgestattete Bibliothek im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum zur Verfügung. Ihr Vorgänger hatte doch eine umfangreiche Literatur über unser Gebiet angesammelt. Ist diese Bibliothek an das neue Amt übergegangen oder kann sie eingesehen werden und wird sie benutzt?*

Universitäten sorgen für die Ausbildung der Fachkräfte. An der Universität Innsbruck z. B. wird Denkmalpflege im Lehrprogramm vorgesehen. Wichtig und höchst wünschenswert wäre es, wenn auch die technischen Hochschulen des In- und Auslandes der Denkmalpflege in ihren Lehrplänen mehr Raum bieten würden. Fachbibliotheken sind für die Fortbildung notwendig, dergleichen auch für denkmalpflegerische Entscheidungen. In der Teßmann-Bücherei haben wir ein sehr reichhaltiges Instrumentarium, das auch noch ausgebaut werden kann und soll. Über diese ist auch ohne Schwierigkeit eine Fernleihe von Fachliteratur möglich. Die Bibliothek des Palazzo del Buonconsiglio in Trient entstand aus einer privaten Stiftung des Soprintendente Prof. Gerola und konnte daher nicht für die Autonome Provinz gefordert werden, sie bleibt im Palazzo del Buonconsiglio, wird aber auch für uns im Bedarfsfall leicht zugänglich gemacht, sofern hiefür ein Bedürfnis besteht.

*Was die Bewältigung der Aufgaben betrifft, wollen wir einen Vergleich mit dem Bundesland Tirol anstellen. Dort sind 3.000 - 3.500 Bauobjekte unter Schutz gestellt. Jedes einzelne ist in einer Kartei mit kurzer Beschreibung und in einer Karte verzeichnet. Das Amt ist mit einem Konservator (Architekt), einem Kunsthistoriker, einem Archäologen, einem Fachingenieur und einer Sekretärin besetzt, also fünf Personen. 1976 standen ca. 8 Millionen öS. zur Verfügung, also rund 400 Millionen Lire; dabei muß bedacht werden, daß z. B. sakrale Objekte im Restaurierungsfalle mit nur etwa 10% finanziert werden, da den ganzen beachtlichen Rest meist das Volk aufbringt. In Ihrem Amt arbeiten auch 5 Personen, wieviel Objekte sind bei uns unter Denkmalschutz und wie hoch ist Ihr Budget?*

Das Landesdenkmalamt hat die Vinkulierungslisten des Staatsdenkmalamtes übernommen und dabei festgestellt, daß aus der Sicht der Archäologie nicht eine Vinkulierung vorhanden war, im Bereich des Bautenschutzes bäuerlicher Baukultur nur wenig berücksichtigt wurde. Laut Gesetz sind alle Objekte öffentlicher Körperschaften mit einem Alter von über 50 Jahren automatisch unter Denkmalschutz, was auch zu vielen Verwirrungen führen muß. Eine Revision der Denkmälerliste ist also für die gesamte Provinz notwendig, sie wurde auch schon begonnen, fordert aber sehr viel Zeit. Der Kunsthistoriker und der Archäologe des Amtes führen diese Arbeit unter Mithilfe des Juristen und eines Geometers Gemeinde für Gemeinde durch. Im Landesdenkmalamt arbeiten gegenwärtig außer dem Landeskonservator ein Kunsthistoriker, ein Archäologe, ein Jurist, ein Geometer, ein Fotograf, eine Sekretärin. Dazu kommen noch der Referent für Volkskunde, für Toponomastik, für das Archivwesen, welche zumeist außerhalb des Amtes ihr Arbeitsgebiet haben. Die Stelle des Architekten ist noch zu besetzen. In den Jahren 1974 - 76 betrug das Budget des Landesdenkmalamtes Lire 300.000.000, im Jahre 1977 wird es aufgestockt auf Lire 400.000.000. Dazu kommen dann verschiedene Ausgaben für landeseigene Objekte von denkmalpflegerischem Interesse und Subventionen der Landesregierung für bestimmte Sonderbauvorhaben. Im Vergleich zu anderen Denkmalämtern des Staatsgebietes und in Berücksichtigung der geographischen Ausdehnung kann wohl gesagt werden, daß wir hier besser gestellt sind wie manche staatliche Denkmalämter, im Vergleich zu Nordtirol bewegen wir uns in ähnlichen Verhältnissen.

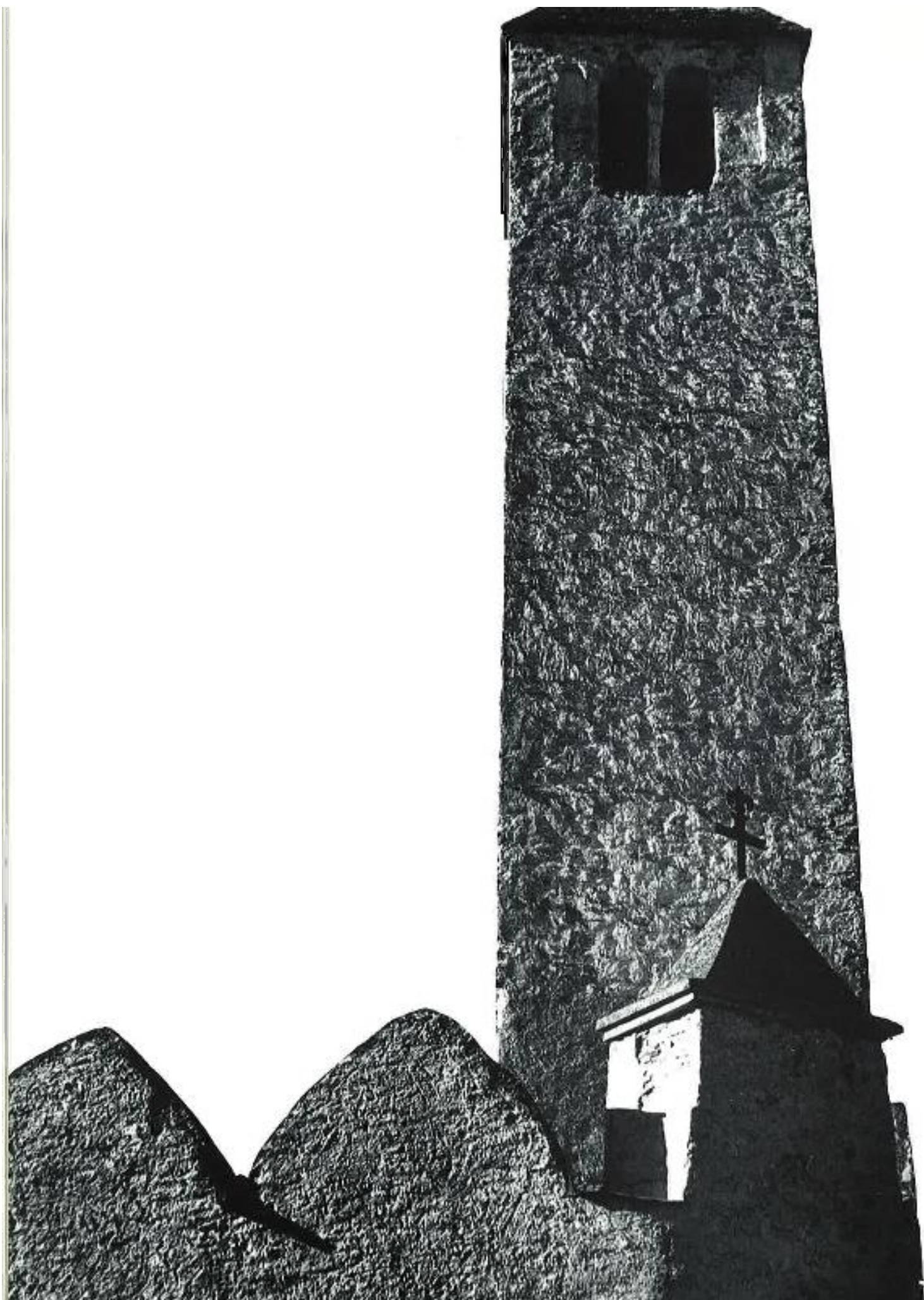
*In Ihrem Amt ist kein Architekt als Mitarbeiter tätig. Ist dieser Posten finanziell oder aufgabenmäßig so uninteressant oder hat das andere Gründe?*

Die Frage nach dem Architekten ist bereits beantwortet, das Denkmalamt hofft, daß der Posten möglichst bald besetzt werden kann. Die meisten jungen Architekten gehen ja in den Freiberuf.

*Stimmt es, daß Sie außer Landeskonservator auch Domprobst sind, Museumsdirektor, Archivdirektor, Landeskulturbeirat, neben anderen, weiteren Ämtern?*

*Haben Sie denn trotzdem noch Zeit genug für das Denkmalamt, wo zudem Vorwürfe laut werden, daß Sie alles selber machen wollen und auch tun und Ihre Mitarbeiter - unfreiwillig - nur Stühle wärmen?*





Zu dieser stark in den persönlichen Bereich hineinreichenden Frage darf ich zunächst feststellen, daß ich mich genausowenig um den Posten des Landeskonservators bemüht habe, wie ich mich auch um keine andere Stelle selbst beworben habe, sondern in dieses Amt berufen worden bin. Im Dienste des Denkmalamtes stehe ich freiwillig und ohne Überstundenentgelt sicher mehr als die geforderten 40 Wochenstunden. Soweit ich es übersehen kann, arbeiten auch alle meine Mitarbeiter nach besten Kräften und mit hohem Einsatz. Ich habe noch keinen entdeckt, der nur den Stuhl wärmt; die Arbeit ist für jeden klar umrissen und genau aufgeteilt.

*Die Abneigung der Südtiroler vor dem Denkmalamt ist bekannt. Andernorts wird versucht, das Volk zu Interesse und Mitarbeit zu erziehen und erreicht dabei durch gutes Zureden oft mehr als durch Zwangsvorgänge. In Nordtirol z. B. wird man laufend durch Interviews über Fernsehen, Radio und Lokalzeitung unterrichtet. In »Kulturberichte aus Tirol« wird jährlich ein ausführlicher Tätigkeitsbericht veröffentlicht. Der Bund in Wien hat ein eigenes Mitteilungsblatt. Haben Sie ein solches? Wie und was dokumentieren Sie?*

Die Abneigung der Südtiroler vor dem Denkmalamt ist bestimmt nicht so groß, wie sie einmal war; ich würde es gerne auf eine diesbezügliche Meinungsumfrage ankommen lassen. Im Denkmalamt wird gezielt danach gestrebt, nicht Verdornungen zu erlassen, sondern aufzuklären, zu überzeugen, zu helfen. Sicher soll die Information noch ausgebaut werden. Berichte in Rundfunk und Zeitungen sind nicht so selten, über die Subventionen des Landesdenkmalamtes berichtet das zuständige Presseamt. Berichte über Einzelrestaurierungen sollen sicher mehr erscheinen. Aber es gibt so viele Berichterstatte in den öffentlichen Medien, die darüber berufsmäßig etwas erzählen könnten. Muß man wirklich immer selbst über die eigenen Bemühungen sprechen?

*Könnte man in Südtirol nicht Fassadenaktionen, Bildungswochen usw. veranstalten wie in anderen Ländern? Oder halten Sie die Bevölkerung nicht für fähig, mitzuarbeiten?*

Denkmalpflege muß Interesse und Aufgabe jedes Einzelnen sein – so sagen wir es bei jeder Gelegenheit auch in der Öffentlichkeit –, dann aber auch der Vereine, der Körperschaften, schließlich des Lan-

des. Das Wort »Fassadenaktionen« sollen Sie lieber nicht gebrauchen, es ist in der modernen Denkmalpflege überwunden; diese bildet ja nur einen untrennbaren Teil einer umfassenderen Pflege. Das Bildungszentrum z. B. hat einen Denkmalpflegekurs laufen, der größten Zuspruch erfahren hat; ein erfreulicher Beweis, wie sehr Denkmalpflege in Bewußtsein und Interesse der Öffentlichkeit steht. Ein Fehler wäre es zu glauben, solche Bildungsangebote müßten vom Denkmalamt durchgeführt werden; dies geschieht nicht einmal in den traditionell festgewurzelten Denkmalämtern in Österreich und Deutschland.

*Nach welchen Kriterien wird Ihr Budget ein- bzw. aufgeteilt? Bestehen Langzeitprogramme?*

Kriterien der Budgetaufteilung sind dann sehr schwer zu finden, wenn der Bedarf keine Grenzen kennt und die Möglichkeiten recht gering sind. Dabei steht aber auch noch die Frage an, ob die Arbeiten auch sachgemäß ausgeführt werden können. Dies vorausgeschickt, muß gesagt werden: grundsätzlich bemüht man sich, in allen Teilen des Landes bei entsprechender Streuung und Bedeutung der Kulturdenkmäler mit Hilfeleistungen präsent zu sein, wobei natürlich gewisse Schwerpunktgefälle bald in dieser, bald in jener Richtung gegeben sein können. Im Augenblick wird auf Starrestaurierungen, mit denen man vielleicht berühmt werden könnte, weniger bedacht genommen, die Denkmäler zweiter und dritter Kategorie, die aber in Verfall kommen, brauchen jetzt vordringlich Hilfe, wobei es notwendig ist, Dächer zu erneuern und Mauern vor dem Einsturz abzusichern. Die Bloßlegung von Fresken, die Restaurierung bis in die feinsten Details kann ruhig warten. Hinter diesen Objekten steht auch zumeist kein Geld, sodaß hier Hilfe besonders nottut. Denken wir etwa an die vielen Burgruinen, an die zahlreichen kunstvollen Ferialkirchen, an den wertvollen und doch bedrohlich verkommenden ländlichen Baubestand, wo neben Sanierungsproblemen oft genug auch denkmalpflegerische Sorgen anfallen. Zur Rettung von großen Burganlagen (z. B. Sigmundskron, Trostburg usw.), können nur Langzeitprogramme wenigstens Erhaltungshilfe bringen, wobei die Gestaltungsprogramme ohnedies aufgeschoben werden müssen. Die Aufteilung des Budgets wird dem Denkmalrat zur Begutachtung wenigstens in den Grundzügen unterbreitet, wobei auch ein Spielraum oft dringlicher Sofortmaßnahmen gegeben sein muß.

*Was geschieht eigentlich mit Kloster Säben, was mit dem Staatsarchiv in Bozen, dessen Bestände wegen unzulänglicher Lagerung gefährdet sind?*

Der Säbener-Berg ist eine ganz besondere Sorgenlast für die Denkmalpflege. Archäologische Probleme stehen an diesem bedeutenden Orte an, an Dächern und Mauern ist sehr lang nichts geschehen. Hier muß etwas unternommen werden und das Landesdenkmalamt hat bereits die Neudeckung der Marienkirche in Auftrag gegeben, um dieses bedeutende Denkmal vor den totalen Verfall zu bewahren. Auch die Umfassungsmauern müßten gesichert werden. Man wird alle möglichen Anstrengung machen, um ein langfristiges Programm zu verwirklichen in den kommenden Jahren. In Säben allein würde das Budget des Denkmalamtes für einige Jahre gebunden sein, wenn man alles Notwendige an Erhaltung durchführen würde.

Gemäß dem Staatsgesetz vom 11. 3. 1972, Nr. 118 ist das Staatsarchiv Bozen auf Staat und Land aufzuteilen. Im Interesse der Wissenschaft soll aber das Archiv nicht zerrissen werden. Aus diesem Grunde hat die Landesregierung sich entschlossen, einen Neubau zu erstellen, in welchem beide Archive unter einem Dach untergebracht werden sollen. Nach vielen bürokratischen Schwierigkeiten ist nun der neue Archibau in der Planungsphase und es ist zu hoffen, daß noch in diesem Jahr mit dem Neubau begonnen werden kann. Damit rückt die Lösung dieses wichtigen Anliegens in Sichtweite.

*Unsere Architekten beklagen sich über die Langatmigkeit Ihres Amtes und über Ihre angebliche Eigensinnigkeit.*

Für die »Langatmigkeit« des Denkmalamtes bedürfte es schon konkreter Angaben, denn das Amt gibt sich wirklich alle Mühe, Anfragen so rasch als möglich zu behandeln. Wir haben diesbezüglich sehr viele Anerkennung gefunden. Wenn Architekten nach Ihrer Angabe »meine Eigensinnigkeit« beklagen, dann möchte ich auf eine Tatsache hinweisen: Es zeigt sich immer wieder, daß Planer in Fragen der sanierenden Denkmalpflege recht unerfahren sind, weil ja zuerst die Baugeschichte geklärt werden muß. Wenn alle die geplanten Maßnahmen vorher an Ort und Stelle abgeklärt werden, gibt es in der Genehmigungsphase kaum Schwierigkeiten. Wenn aber fertige Projekte eingereicht werden, muß es leider oft zu Genehmigungsverweigerungen und zur Forderung von Plan-



änderungen führen, die immer motiviert werden. Wenn Sachlichkeit mit Eigensinnigkeit gleichgestellt wird bin ich gerne bereit, diese Charakteristik hinzunehmen.

*Müssen und können Sie Personen oder Institutionen zu Instandhaltungen zwingen? Mit welcher öffentlichen Unterstützung kann ein Restaurationswilliger rechnen und zu welchem Zeitpunkt?*

Art. 14-16 des Denkmalschutzgesetzes geben klare Antwort auf die Erhaltungspflicht der Eigentümer von denkmalgeschützten Objekten. Für die Sanierung von Wohnbauten gelten eigene Landesgesetze und haben andere Ämter Zuständigkeit. Handelt es sich um künstlerische Maßnahmen an solchen Objekten, bemüht sich das Denkmalamt, im Rahmen des Möglichen finanzielle Hilfe zu leisten.

*Nach welchen Kriterien soll Denkmalschutz betrieben werden: Revitalisierung oder nur Konservierung?*

Die Frage ist zu weit, als daß sie sich hier in Kürze beantworten ließe. In manchen Fällen können nur konservative Maßnahmen getroffen werden, bei Bauten, die noch in Gebrauch stehen, muß versucht werden Konservierung und Revitalisierung auf einen vertretbaren gemeinsamen Nenner zu bringen.

*Wenn man die politischen Aspekte ausklammert: soll eigentlich das Siegesdenkmal in Bozen weg? Immerhin ist es ein Zeugnis der damaligen Kultur oder Unkultur. Wie steht der Landeskonservator dazu?*

Die Beantwortung der Frage nach dem Siegesdenkmal muß der Landeskonservator ausklammern, weil dieses Denkmal nicht in seine Kompetenz fällt, sondern gemäß D.P.R. vom 20. 1. 1973, Nr. 48 dem staatlichen Denkmalschutz reserviert worden ist.

*Welchen Spielraum lassen Sie dem Diözesan-Konservator, der eigentlich nur beratende Funktion betrifft Objekten hat, die der Kirche gehören?*

Das Verhältnis Landesdenkmalamt und Diözesanankunstamt ist im Art. 8 des genannten Denkmalschutzgesetzes klar umrissen. Bei kirchlichen Objekten muß die Denkmalpflege die Forderungen des Kultes einvernehmlich mit der kirchlichen Autorität berücksichtigen. Entscheidung und Verantwortung der kirchlichen Denkmalpflege liegt Kraft des Gesetzes beim Staats- bzw. Landesdenkmalamt. Aus einer über 20-jährigen eigenen Erfahrung kann ich bestätigen, wie wichtig eine intensive Zusammenarbeit zwischen kirchlichem Kunstamt und Denkmal-



amt ist. Die Kirchen verfügen meist überhaupt nicht über die notwendigen Mittel zur Instandhaltung und Restaurierung von Kunst- und Kulturgut und bedürfen der Hilfe aus öffentlicher Hand. Kaum minder ist die Zusammenarbeit in fachlicher Hinsicht bei Erstellung der Kunstinventare, bei Feststellung von Schäden, bei Programmierung und Überwachung von Restaurierungsarbeiten usw. Je enger diese Zusammenarbeit sich stellt, um so vorteilhafter für die kirchlichen Kulturdenkmäler. Die Aufgabe eines Diözesanankunstreferenten in Koordination mit dem gesetzlich zuständigen Denkmalamt sind unerschöpflich.

*Was soll eigentlich das Gerangel um den neuen Volksaltar in der Bozner Pfarr- und Bischofskirche? Ist der Umbau bzw. die Aufstellung von Ihrer Seite genehmigungspflichtig und genehmigt worden? Man kann wohl schlecht vor jeder Umgestaltung oder Restaurierung eine Volksbefragung durchführen.*

Die Lösung des Problems Volksaltar usw. in Bozner Dom im Sinne des neuen Liturgieverständnisses ist gemäß Art. 8 des Denkmalschutzgesetzes in der Zuständigkeit des Denkmalamtes einvernehmlich mit der kirchlichen Autorität. Inwieweit das Volk befragt werden soll, ist Angelegenheit der Taktik der kirchlichen Stellen. Um die Änderung des Kirchenbodens wurde beim Denkmalamt angesucht und ist genehmigt worden. Für die Erstellung von Altar, Lesepult und Sitz hat das Landesdenkmalamt schriftlich den Rat gegeben, wegen der schwierigen Lösungsprobleme anhand von angefertigten Attrappen schrittweise eine endgültige Lösung zu suchen. Hierfür kam aber keine weitere Anfrage

und dementsprechend wurde auch keine gesetzlich vorgeschriebene Genehmigung erteilt. Das Landesdenkmalamt wird zu dem ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkt dieses Problem im Sinne des Gesetzes einvernehmlich mit der kirchlichen Behörde zu lösen versuchen.

*Was geschieht eigentlich mit der Bozner Altstadt? Welchen Einfluß hatten Sie auf die Sanierungsplanung? Welchen auf die Landessanierungsgesetzgebung? Haben Sie keinen Einfluß auf die Meraner Baukommission? In Meran werden nacheinander alte Laubenhäuser und andere mit allen möglichen und unmöglichen Farben verkitscht. In der Innsbrucker Altstadt wird z. B. kein Schild ohne Beisein eines Denkmalschützers angebracht.*

Bauvorhaben an denkmalgeschützten Objekten in Bozen und Meran wie überall bedürfen lt. Gesetz Genehmigung des Denkmalamtes vor Erteilung der Baubewilligung durch die Gemeinden. Gemäß Art. 21 des Denkmalschutzgesetzes betreffend den Umgebungsschutz sind auch Sanierungsmaßnahmen in den Straßen der Altstädte genehmigungspflichtig. Es wäre unzweifelhaft zum Nutzen der Städte und würde zusätzlich die Arbeit erleichtern, wenn die Gemeinden in geschlossenen Straßen Fahrpläne anfertigen ließen. In diesen Belangen sind wir hierzulande noch sehr rückständig und dies geht leider zu Lasten der Kulturlandschaft unserer Städte und Straßenbilder. Wenn einmal unsere größeren Städte für ihre historischen Kerne Sanierungspläne erstellt und in Kraft haben werden, ist eine organisierte Pflege in Aussicht, die ja nicht nur Sorge eines Denkmalamtes sein kann.

*DDR. Karl Wolfsgruber*

## „Denkmäler“ im Vinschgau

Haus im Engadin (links)  
und im Vinschgau  
(Oberjuval, Foto P. Robert Fingerle)







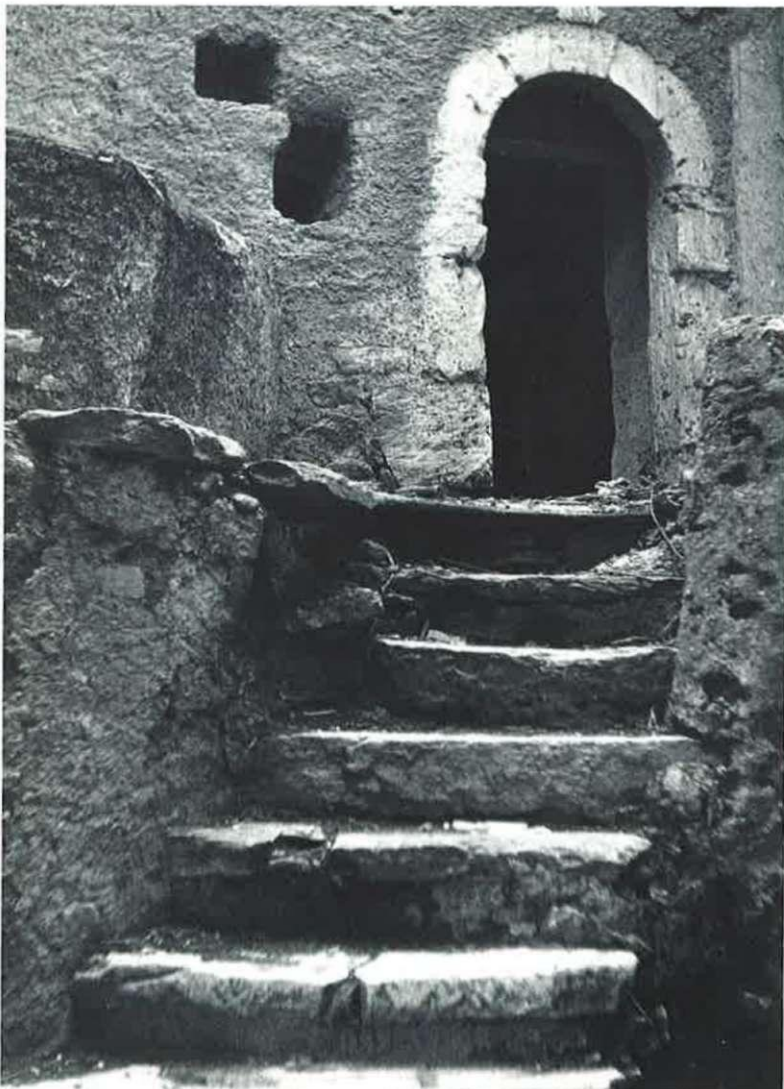
**Links:** Haus in Tartsch.

**Unten:** Eingang zum Sachsalberhaus (13. Jh.), das bereits für den Abbruch freigegeben war.

**Unten:** Gotisches Haus in Latsch, vor kurzem abgebrochen.

**Rechts oben und unten:** Die Ruine Lichtenberg.

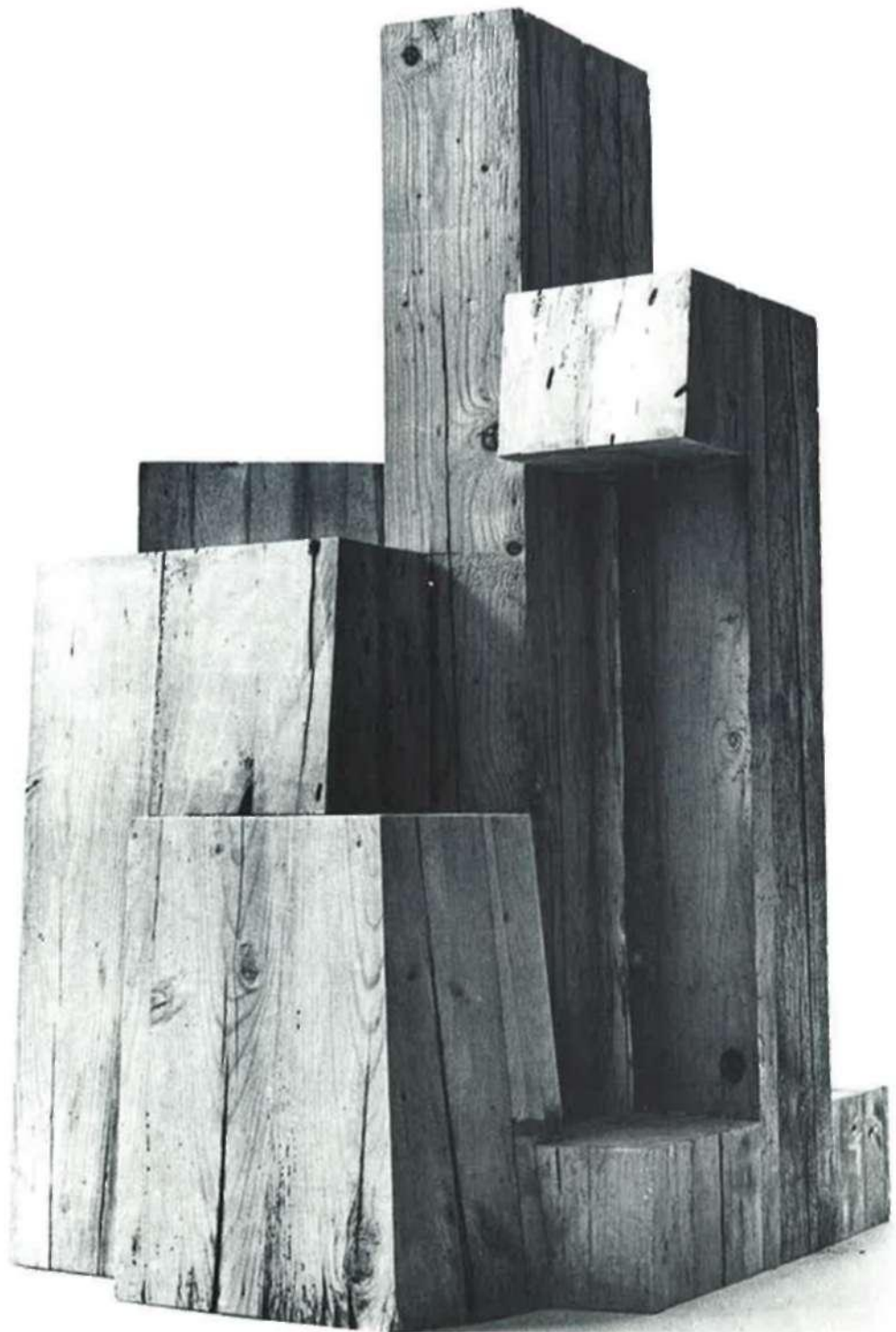
**Ganz rechts:** Berstendes Weiberghäuschen mit Barockmalereien bei Schlanders.



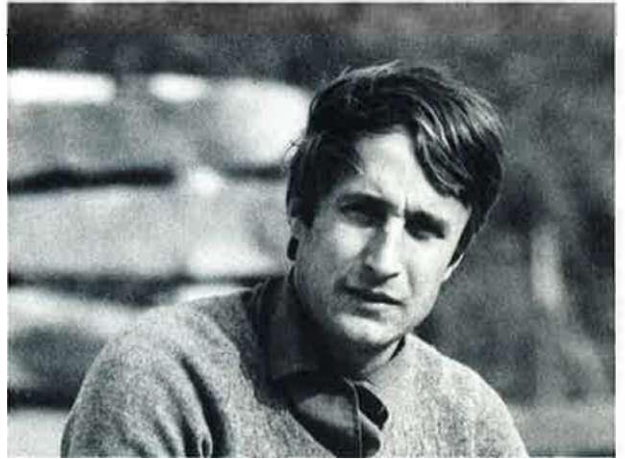








## MICHAEL HÖLLRIGL



akademischer Bildhauer, wurde 1936 in Laas (Vinschgau) geboren. Bald anschließend Übersiedlung der Familie nach Lana. Besuch der Bozner Bauhandwerkerschule – für Höllrigls Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung –, dann bis 1967 an der Münchner Akademie der Bildenden Künste bei Prof. G. Brenninger. Nebenher Arbeit in des Vaters Steinmetzwerkstatt, die er heute zusammen mit dem Bruder führt.

Mehrere Preise und Aufträge während der Akademiezeit; Beteiligung an der «Großen Kunstausstellung» 1965-66 in München, weitere Ausstellungen in Dachau, Bordeaux usw.

In Südtirol Einzelausstellungen 1967 in Brixen, 1971 in Bozen, 1976 in Schlanders. Innengestaltung der Absiden der Bozner Rainerumkapelle und der Kirchen von Rabland und Kastelbell, Steinmosaik im Friedhof von Lana, Grabsteine. Obwohl Kunstkenner ihn für außerordentlich begabt halten, ist Höllrigl in seiner Heimat erstaunlich unbekannt. Nach Abschluß der Akademie verweigerte ihm der Südtiroler Künstlerbund die Aufnahme.

Anläßlich der Ausstellungen wurden in seinem Formempfinden elementare plastische und architektonische Zusammenhänge erkannt (E. Scherer), etwas Archaisch-Unbedingtes in seinen unintellektuellen, klassisch distanzierenden, nicht selten erotischen Formen (R. Kristanell), absolute Abstraktion, bedingungsloser Einsatz für die Form schlechthin, bei apollinischer Klarheit der bis ins letzte gestrafften Aussage nur des Wesentlichen (N. Florineth).

Höllrigls Philosophie verharret stets im Hintergrund, und nur, wem sie sich verschließt, könnte dieses absolute Formdenken für Ästhetik halten. Hier werden Idee und Material und – wo nötig – auch Funktion zu voller Harmonie versöhnt. Das setzt künstlerische Reife voraus, Meisterschaft im Handwerk und ist letztlich dessen Erhebung zur Kunst. Dies im Gegensatz zu manchen «philosophierenden» Pinsel- und Meißeldilettanten, von denen ein Deutscher sagte, das einst selbstverständliche Zusammenspiel von Müssen, Wollen und Können habe aufgehört, sie müßten wollen, was sie nicht mehr können.

Das Steinmetzhandwerk ist im Aussterben begriffen, es gibt keine einzige Schule mehr im Lande.

Höllrigl wagt sich an große Dimensionen heran, sein Element wird immer mehr der Stein, in seiner Härte und Endgültigkeit unvergleichlich mehr Mut und Sicherheit gebietend als im Maßstab 1 : 1 vormodellierbare und leicht veränderbare Materialien.

Seine jüngste und umstrittenste Arbeit, der moderne Volksaltar im Bozner gotischen Bischofsdom, zeigt sich als typisches Werk Höllrigls. Ein bewußt Teilnahme gebietender, sonderbar mystisch verklärter Opferstein, geschnitten aus mediterran lichtem Marmor, monumental, aber Maße respektierend, zum Raum gewissenhaft proporzioniert, in Ehrfurcht vor den Formen der Vergangenheit, einen oberflächlichen Bezug zu ihnen vermeidend.

Gerade diese Korrektheit wurde von den aufgebrauchten Bürgern angeprangert. Wer aber durchdachte, bewältigte Geschichte und echte Religiosität in sich trägt, ist zu Traditions- und Symbolheuchelei nicht fähig.



obere Reihe:

Bronze-Tabernakel, Rabland, Höhe 150 cm

Gips ca. 85 x 50 x 30 cm

Aluminium ca. 80 x 80 x 50 cm

Bronze ca. 35 x 35 x 25 cm

Bronze ca. 75 x 40 x 25 cm

Holz ca. 160x 40 x 35 cm

untere Reihe:

Gips ca. 70 x 40 x 30 cm

Bronze ca. 30 x 25 x 25 cm

Aluminium ca. 30 x 30 x 30 cm

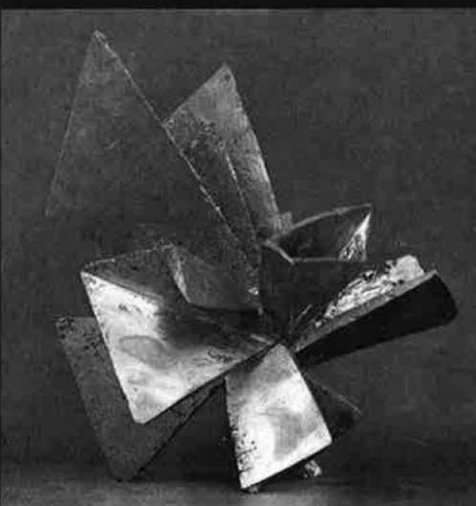
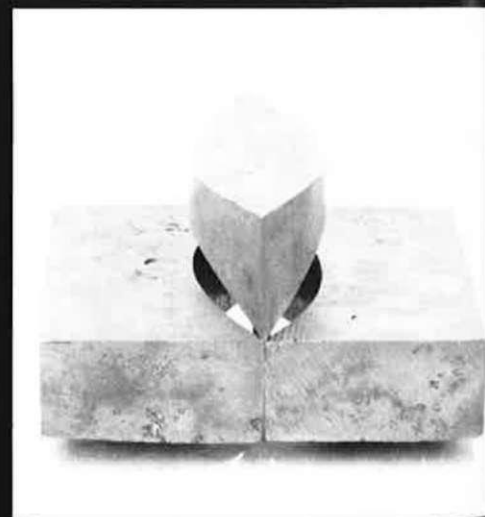
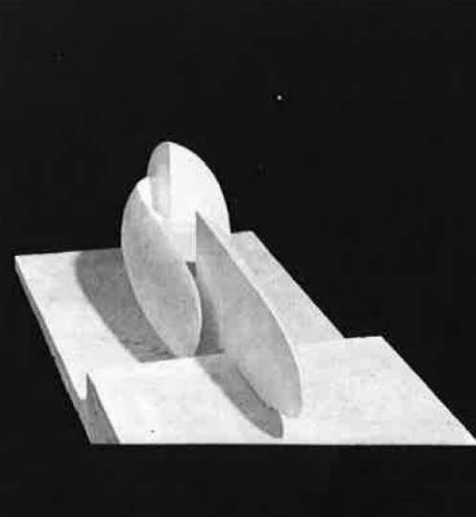
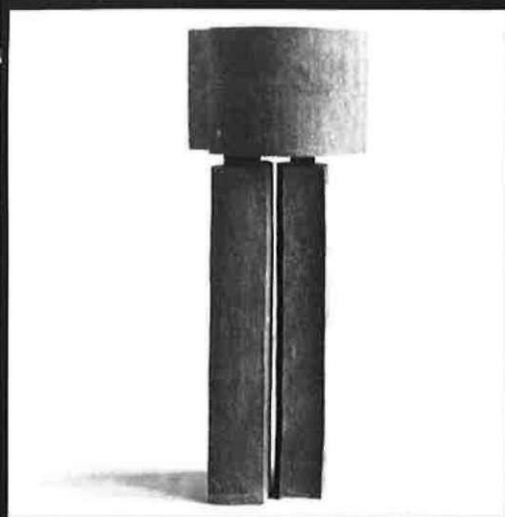
Stuhl

Altar Kastelbell 200 x 120 x 100 cm

Marmor ca. 80 cm Höhe

rechts oben:

Bleistiftzeichnung



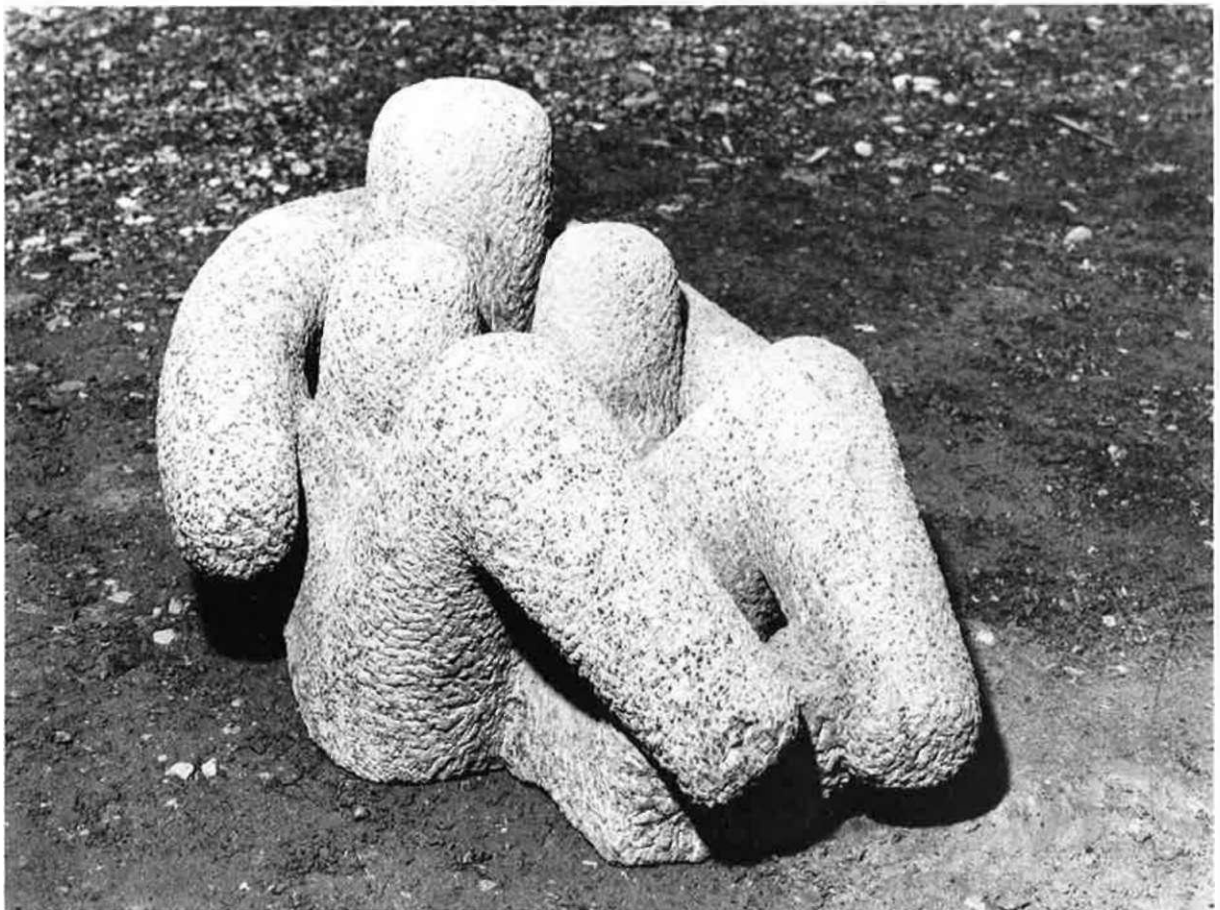


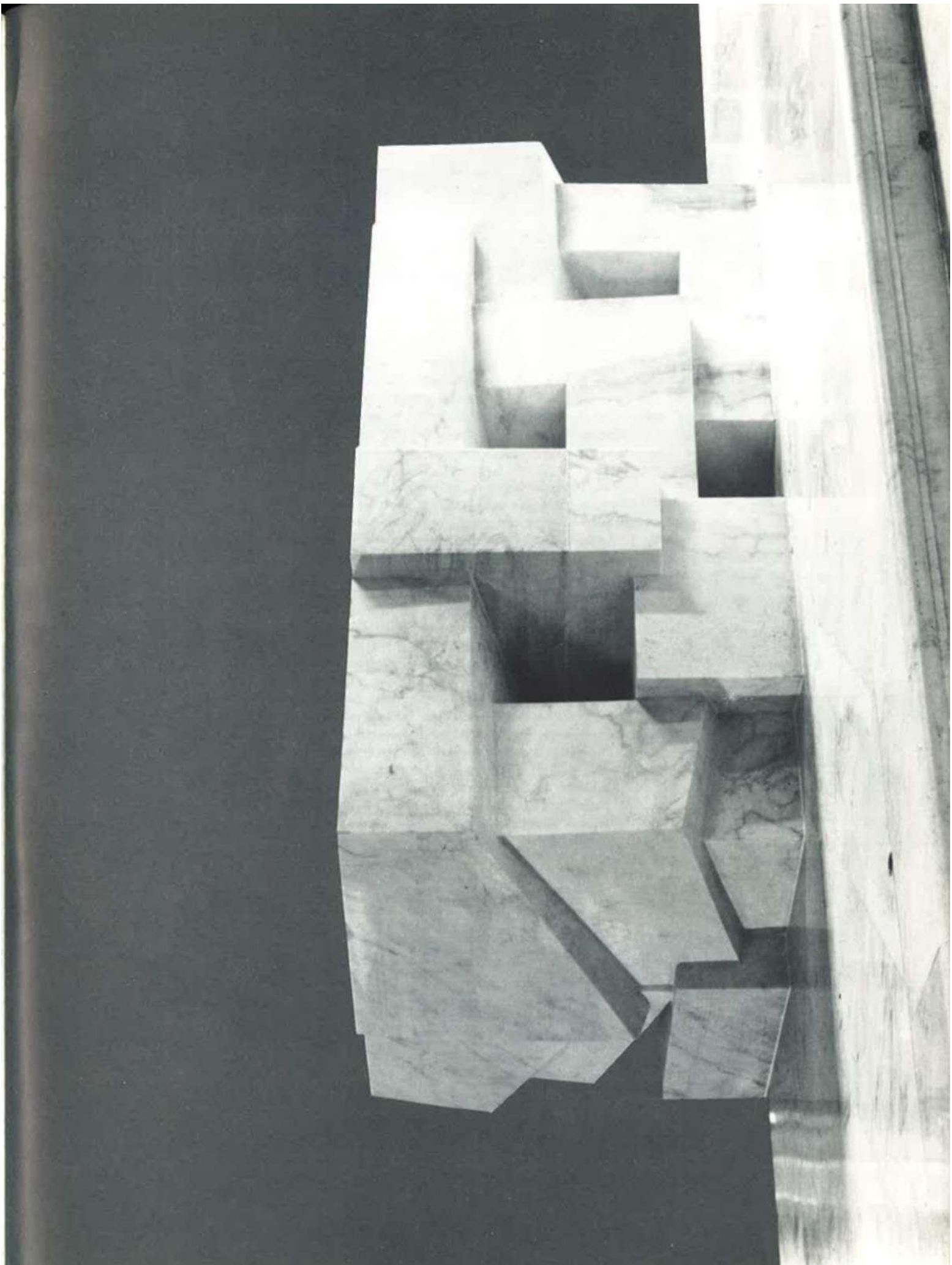
*Luino 1976*





Unten: Sandstein, Länge ca. 120 cm  
Rechts: Marmoraltar Pfarrkirche  
Bozen 1977, 250 x 140 x 100 cm









ARUNDA 4/1977 „UNSERE NACHBARN“

INHALT:	Seite
<i>Gründungsmitglieder und Förderer der Arunda</i>	2
<i>Mitteilung der Redaktion</i>	3
<i>Il vento alpino</i> von Aldo Gorfer (italienisch-deutsch mit Fotografien v. Flavio Faganello)	4
<i>Bilder aus Osttirol</i> von Hans Trojer, Villgraten	9
<i>Sätze + Absätze aus der heilen Welt</i> von Hans Trojer	9
<i>Das Tal von Lausa und Duron</i> von Franz Tumler, Berlin	12
<i>Chi fova pa i Salvàns</i> von Edgar Moroder, Urtijei	16
<i>Wer waren die Salvàns?</i> von Edgar Moroder, St. Ulrich	18
<i>Von der Schwierigkeit, ein guter Bündner zu sein</i> von Andri Peer, Winterthur	20
<i>Unsere Nachbarn</i> von Lisl Saltuari, Bozen	21
<i>Die Israelitische Kultusgemeinde in Meran</i> von G.F. Becker-Gelf, und F. Steinhaus	23
<i>Die Juden und Seine k. u. k. Apostolische Majestät</i> von Norbert Florineth, Laas	25
<i>Epigramme in Prosa</i> von André Chademony, Paris	26
<i>Zeichnungen</i> von Heidrun Oberegger, Bozen	26
<i>Wer nicht brüllt, geht leer aus</i> von Raffael Ganz, Zürich	28
<i>Talatsch</i> , Foto von P. Robert Fingerle, Obermais	30
<i>Karnerlieder</i> von Luis Stephan Stecher, Meran/Laas	31
<i>Gedichte in Zillertaler Mundart</i> von Xaver Duschek, Linz	32
<i>Mundartgedichte</i> von Josef Wittmann, München	33
<i>Weiberdreschen</i> von Gerhard Kofler	33
<i>In der Halsmarter</i> von Oliver vom Have, Hall in Tirol	34
<i>Mundarttexte</i> von Hannes Seuffert, Grainau	35
<i>Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast</i> von Felix Mitterer, Innsbruck	36
<i>Pastellzeichnung</i> von Norbert Drexel, Innsbruck	37
<i>Unsere Nachbarn</i> von Stanislav Zgaga, Bozen	39
<i>Aquarell</i> von Anton Tiefenthaler, Mils bei Hall	40
<i>Gedichte</i> von Berta Liebermann, Kiefersfelden	41
<i>Eine Literaturbewegung ging von Tirol aus</i> von Hermann Kuprian, Innsbruck	42
<i>Die Südtiroler Initiative, Theater in Südtirol</i>	43
<i>Briefe aus Osttirol</i> von Hans Trojer, Villgraten	45
<i>Arunda-Rätsel 4</i> von Klaus Saltuari, Bozen	45
<i>Die Drehleier</i> von Volker Oberegger, Bozen	46
<i>Aus dem Oswald-Zyklus</i> von Markus Vallazza, St. Ulrich/Salzburg	47
<i>Oswalds Pilgerfahrt</i> von Dieter Kühn	48
<i>Aus dem Oswald-Zyklus</i> von Markus Vallazza	49
<i>Vorschläge zur geplanten Verlegung des Waltherdenkmals</i>	51
<i>Übersetzungen aus dem Italienischen</i> von Josef Maurer	54
<i>Wandteppich</i> von Carmen Müller, Marling	56
<i>Eine Art Biographie (II)</i> von Josef Kienlechner, Bracciano/Bozen	58
<i>Gespräch mit Landeskonservator DDR. Karl Wolfgruber</i>	64
<i>St. Lucius in Laatsch</i> , Aufnahme von Hans Wielander, Schlanders	66
<i>Denkmäler im Vinschgau</i> , Fotos von P. Robert Zingerle und Hans Wielander	69
<i>Der Bildhauer Michael Höllrigl</i> , Lana	72



## ARUNDA – SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT

Herausgeber und Redaktion:

DR. HANS WIELANDER - I-39028 SCHLANDERS - HAUPTSTRASSE 12, TEL. (0473) 7 01 03

VERANTWORTLICHER:

DR. VOLKER OBEREGGER, BOZEN-GRIES – MÜHLBACHPROMENADE 5c

S.i.a.p. Gr. IV - 70% - Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R. St. vom 10. 3. 1976

Werbefoto Tappeiner, Meran und Fotostudio Wieser, Schlanders – Fotolitho Lana  
Maschinensatz: »Gries« C. Walzl, Bozen – Druckerei Union, Meran, Manzonistr. 55

Überweisungen für Abonnements und Förderungsbeiträge an das ARUNDA-Konto Nr. 20568 Raiffeisenkasse SCHLANDERS/Südtirol oder persönlich an den Herausgeber Dr. Hans Wielander, I-39028 SCHLANDERS, Hauptstr. 12, Tel. (0473) 7 01 03. – Die Nummern 1, 2 und 3 der ARUNDA können nur mehr bei Aufnahme eines Abonnements – das sind vier Nummern – geliefert werden.

PREIS FÜR ABONNEMENT: Lire 12.000  
öSch. 270  
DM 38  
sFr. 38

Diese Einzelnummer kostet Lire 3.800. – Bestellbar durch die Redaktion

Rückseite:  
Marmoraltar in der Bozner Pfarrkirche,  
jetzt Dom und Bischofssitz (1977)





